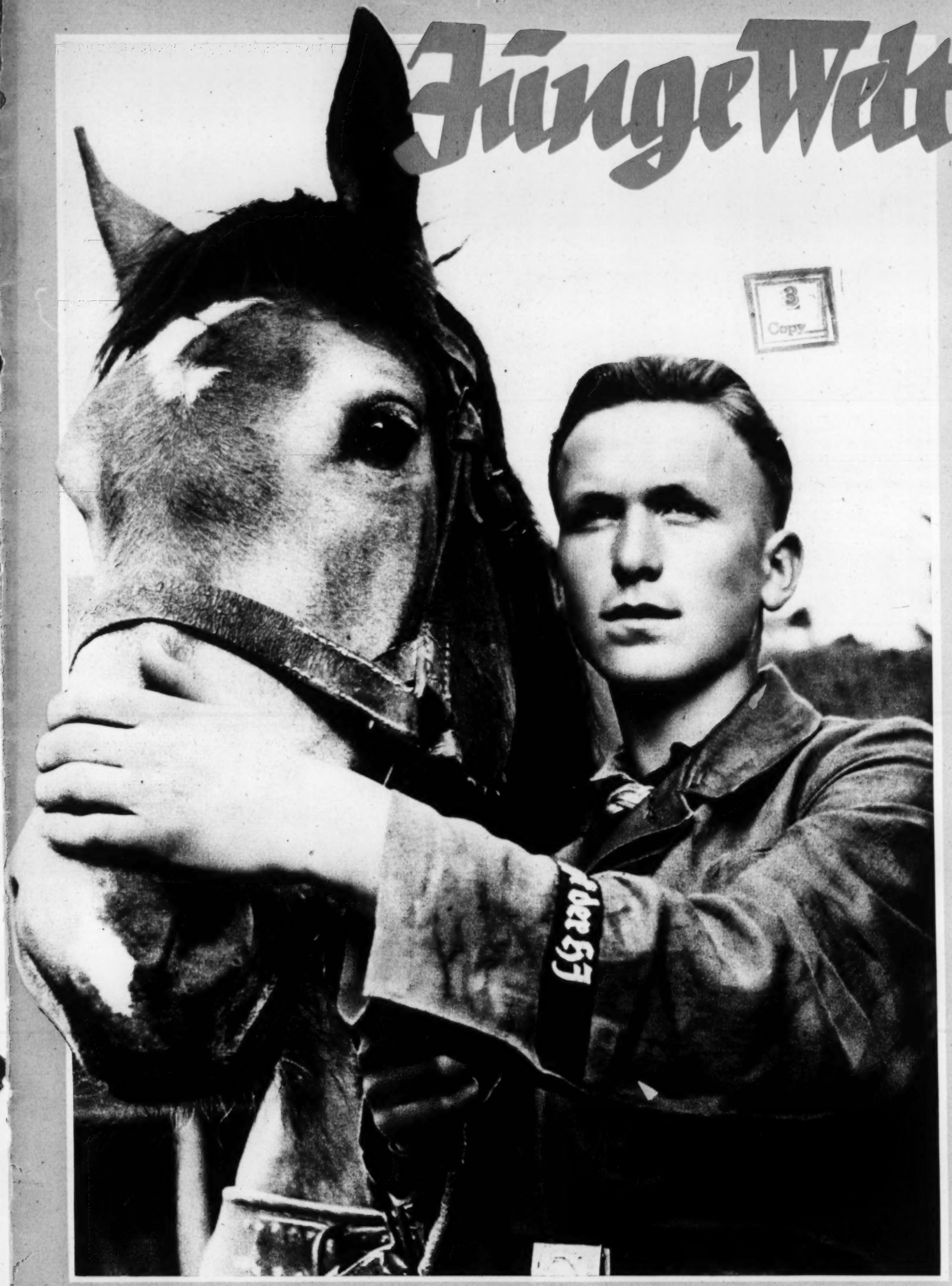
Junge Welt

3
Copy



BERLIN · JULI/AUGUST 1943 · JAHRGANG 5 · HEFT 7/8
DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND

30 Pf.

44 PK Zurückmelde

... und dafür muß man sterben können!

Im Osten, Mai.

PK. Ein kleiner, auch sonst in keiner Weise bedeutender Fluß hat einem Teilabschnitt an der mittleren Front den Namen gegeben, den Namen, der hier aus guten Gründen noch im Dunkeln bleibt, aber dereinst in der Geschichte dieses Krieges einen besonderen Klang haben wird.

An den Ufern dieses Flusses, der sich in zahllosen Schleifen und Windungen zwischen den deutschen und sowjetischen Stellungen hinzieht, gibt es Wälder, die sehen aus, als wäre ein Zyklon hineingebraust; die mächtigen, turmhohen Kiefern und Föhren in der Mitte geknickt, aus einem Gewirr zerfetzter Stämme und Äste, das meterhoch den Boden bedeckt, ragen kahl und düster versengte Stümpfe hervor. Da gibt es Dörfer, die existieren nur mehr mit dem Namen auf der Landkarte. Wer sie auf ihrem alten Platze sucht, findet bloß ein Stück trümmerübersäter, rußgeschwärzter Kraterlandschaft.

Und da gibt es die Hekatomben gefallener Bolschewisten, die flußauf — flußab an den beiden Ufern liegen, auf den Eisschollen dahintreiben, in den verwüsteten Wäldern modern.

Da stehen die Birkenkreuze mit den grauen Stahlhelmen über den reisiggeschmückten kleinen Hügeln.

Hier an diesem Fluß sind seit Wochen die heftigsten und erbittertsten Kämpfe im Gange, deren hervorragende Einzelheiten laufend in den Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht erwähnt werden.

Schon Mitte März, als sich der russische Winter noch ein letztes Mal gegen den Frühling bäumte, bei Schneestürmen und 20 bis 30 Grad Kälte, hallten die Wälder vom Gefechtslärm der Infanterie und dem Krachen der Granateinschläge wider. Damals trug der Fluß noch seine halbmeterdicke Eisdecke, und der zahlenmäßig weit überlegene Feind suchte mit wechselndem Erfolg seine Panzer ans westliche Ufer zu bringen. Sie brachen zehnmal im Eise ein und soffen ab — er versuchte es noch ein elftes Mal! Schossen ihm unsere Pak und Artillerie sechs kaputt, so riskierte er auch noch einen siebenten. Es kam ihm nicht darauf an.

Und schon gar nicht kam es ihm etwa auf seine Leute an. Ein so schonungsloses Hineintreiben der Massen ins deutsche Abwehrfeuer hat man kaum je anderswo erlebt. War er wieder im Abschnitt eines unserer Infanterieregimenter „abgeschmiert" und nach kurzem Einbruch in die deutschen Stellungen aufs Ostufer zurückgeworfen worden, wobei er hunderte, ja manchmal über tausend Gefallene hinterließ, dann schwiegen wohl für ein paar Tage seine Geschütze und nichts rührte sich in seinem Graben. „Er hat die Schnauze voll!" sagten unsere Infanteristen. Aber sie hatten kaum gesprochen, als auch schon ein paar Kilometer nördlich oder südlich, beim Nachbarregiment oder bei der Nachbardivision, schweres Trommelfeuer der Sowjetartillerie einen neuen Angriff einleitete und der Tanz wieder von vorne begann.

Aufgefangene feindliche Funksprüche haben im Laufe der letzten Wochen die Erklärung gebracht, warum die Sowjets ausgerechnet hier um jeden Preis die deutsche Front zu durchbrechen versuchen.

Einfach ist des Rätsels Lösung: westlich dieses Abschnittes steckt eine ganze feindliche Armee in einem täglich enger getriebenen Kessel in hoffnungsloser Lage mit großen Mengen von Waffen, Pferden und Munition. „Eingraben! Wir kommen euch zur Hilfe!" war die letzte Funkantwort auf die verzweifelten Hilferufe, die die Eingeschlossen durch den Äther an die ostwärts des Flusses stehenden Bolschewistendivisionen sandten.

Darf man den Gefangenenaussagungen trauen, so hat sogar Stalin höchstpersönlich befohlen, daß hier — koste es, was es wolle — der Durchbruch und hernach die Befreiung der Eingekesselten erzwungen werden müsse. „Es wird kein Fußbreit Boden aufgegeben" lautet dagegen der Befehl, den unsere Divisionen erhalten haben. Die Luftwaffe kommt mit Sturzkampffliegern zu Hilfe. Die Artillerie wird unterstützend eingesetzt, und dennoch — die Entscheidung über jeden Fußbreit Boden nach Osten oder Westen liegt allein beim Infanteristen vorne im Graben.

Die soldatische Tat des Karabiner- oder MG.-Schützen, das kaltblütige Draufgängertum seines Gruppenführers und Zugführers, das Vorkämpfen und Vorsterben seines Offiziers — das ist es, worauf es ankommt!

Und wenn es das nicht immer wieder gäbe — in den verzweifelten Situationen gäbe —, dann, ja dann müßte man nicht mit Fußbreiten, sondern nach Kilometern verlorenen Boden messen.

Da ist, um nur einen Fall herauszugreifen, etwa das Kampfbataillon A. Es gehört zu der Division mit dem Schützenzeichen, die einst gleich einem Sturmbock bei Saarbrücken die Maginot-Linie aufsprengte, und da ist Hauptmann A. der Kommandeur.

Sein Abschnitt in unseren Stellungen am Fluß ist für Abwehr alles eher als günstig. Dichter Wald auf beiden Ufern und Buschwerk auf den schmalen Wiesenstreifen hart am vereisten Fluß erleichtern dem Feind, zumal bei Nacht, das Heranarbeiten sowie das Überrumpeln oder Umgehen unserer Vorposten.

Am Donnerstagmittag stellt der Führer der 5. Kompanie, Leutnant St., durch Beobachtung fest, daß der Gegner heimlich mit etwa 25 Mann in die vorgeschobene Nachtstellung der Kompanie eingedrungen ist. Der Leutnant — gebürtiger Westfale, im Frieden Bannführer der Hitler-Jugend, eben 24 Jahre alt — ist vor vier Wochen erst an die Front gekommen. Und in dieser Zeit haben seine Leute neben manchem anderem besonders eines an ihm schätzen gelernt; er kann es um den Tod nicht leiden, wenn der Feind in seinem Abschnitt irgendwie den Ton anzugeben versucht. Und sei es nur ein sowjetischer Baumschütze, der unsere Postenablösung stört oder die Essenholer anschießt. Dann bringt es der Leutnant fertig, sich zwei, drei Stunden mäuschenstill auf den Bauch zu legen und so lange zu beobachten, bis er den Burschen gefunden hat; mit einem Satz ist er auf den Beinen und knallt ihn im „Anschlag stehend" mit seiner Maschinenpistole vom Baum.

Solche und ähnliche Stückchen, wo er mit dem MG. aus der Hüfte feuernd, allein weit voraus eine Ortschaft nach einem bolschewistischen Überfall säubert, hat die Kompanie in den vier Wochen seines Hierseins schon häufig erlebt. Und wenn die alten Zugführer, die Feldwebel mit dem EK. I auf der abgewetzten Bluse, einmal das Wort fallen lassen: „Der Junge ist in Ordnung", dann meinen sie auch, was sie sagen.

An jenem Donnerstag nun setzte Leutnant St. aus eigener Initiative — um die Zustimmung seines Kommandeurs braucht ihm nicht bang zu sein — sofort einen Gegenstoß an. Mit elf Mann wirft er sich, seinen Leuten auf dem schmalen Postenpfad voranstürmend, auf die fünfundzwanzig Bolschewisten. Einer davon wird gefangen, die anderen bleiben nach kurzem erbittertem Feuerkampf tot am Platze. Allein am Morgen des nächsten Tages greift der Feind mit zahlreichen Stoßgruppen und starker Artillerieunterstützung an und bricht an der Nahtstelle zweier anderer Kompanien in unsere Stellungen ein. Der Einbruch wird im Gegenstoß bereinigt, aber am Nachmittag gelingt es den Sowjets abermals, an derselben Stelle mit dreißig Mann einzudringen.

Da setzt der Bataillonskommandeur wieder Leutnant St. und seine Kompanie ein. Von Westen und Nordwesten zupackend, treibt der Leutnant die Bolschewisten aus der Hauptkampflinie und jagt sie über den Fluß zurück. Den fliehenden Feind nimmt er selbst mit einem leichten MG. unter Feuer. Dabei bietet ihm der Gefreite H., der sich quer vor die Stellung legt, die nötige Auflage für das Maschinengewehr.

In den folgenden Tagen steigern sich die feindlichen Angriffe an Wucht und Zahl. Die Sowjetartillerie beginnt auf unsere Stellungen zu trommeln. Panzer überqueren den zugefrorenen Fluß; zwei werden am Eis von der Pak lahmgeschossen, dreien gelingt es, das Westufer zu erklimmen.

Der Bataillonskommandeur, von zwei Meldern begleitet, läuft von Stellung zu Stellung, reißt persönlich die Kompanien zum Gegenstoß vor, gliedert sein Bataillon um, von der Abwehr zum Gegenangriff, vom Angriff zur Abwehr, läßt verwundete Kompanieführer ablösen — und nur einmal, als ihm durch ein Infanteriegeschoß die beiden Handgranaten im Koppel losgehen (wie durch ein Wunder bleibt der Hauptmann ohne schwere Verwundung), muß er sich selbst für kurze Zeit in der Führung eines Gegenangriffs ablösen lassen.

Nirgends wird das Ziel des Feindes, der große Durchbruch, erreicht. Aber das entmutigt seine sture Führung offenbar nicht.

In einer der stockfinsteren Nächte schlüpfen etwa fünfzig Mann hinter unseren vom Hindernisbau zurückkehrenden Pionieren durch und dringen in die Stellung der 6. Kompanie ein. Der Kompanieführer wird beim Versuch eines Gegenstoßes verwundet.

An seiner Stelle springt auf Befehl des Bataillonskommandeurs der Führer der MG.-Kompanie, Oberleutnant L., ein und setzt gemeinsam mit Leutnant St. einen neuerlichen Gegenstoß an.

Der Leutnant ist in den Kämpfen der letzten Tage dreimal durch Granatsplitter verwundet worden, nicht gerade schwer, aber fürs Feldlazarett hätte es gelangt. Er zog es vor, bei seiner Kompanie zu bleiben!

Diesmal kostete es außergewöhnliche Anstrengung, die Bolschewisten wieder aus der Einbruchstelle zu vertreiben. In stundenlangem Ringen, im Nahkampf Mann gegen Mann, muß Deckung für Deckung, Stellung für Stellung zurückerobert werden. Und kaum ist die Hauptkampflinie um 9 Uhr morgens wieder in unserem Besitz, bereiten die Sowjets drüben schon den neuen Angriff vor.

Leutnant St. sieht wenige Meter vor der Stellung einen verwundeten sowjetischen Offizier liegen und will mit einem Sprung zu ihm, um ihn hereinzuziehen — Gefangenenaussagen sind jetzt wichtiger denn je —, da knattert vom anderen Ufer eine MP.-Garbe auf, und der Leutnant bricht mit einem Bauchschuß in die Knie.

Im Unterstand betten sie ihn dann vorsichtig auf die Tragbahre, denn jede Bewegung verursacht ihm unmenschliche Schmerzen. Sie können nicht lange um ihn sein, seine Männer, denn draußen darf die Stellung nicht unbesetzt bleiben.

Da öffnet er den Mund zum Sprechen und versucht bei aller Qual ein Lächeln:

„Aber herausgehauen haben wir sie doch . . .! Laßt sie mir nicht mehr herein, Jungs . . . auch wenn ich nicht mehr bei euch bin . . ., denkt an eure Mutter, an eure Leute zu Hause . . . an unser schönes Deutschland . . . dafür muß man sterben können."

Der Mann, der auf der Bahre liegt, schweigt. Aber seine letzten Worte klingen noch im Halbdunkel des Unterstandes, als er längst am Transport ins Lazarett ist und als er dort für immer die Augen geschlossen hat. Sie klingen aus dem engen Bunker in die Stellungen und läuten wie Glocken von Kompanie zu Kompanie, von Bataillon zu Bataillon, von Regiment zu Regiment.

Der Tagesbefehl des Generals zum Tode des Leutnants St. schließt mit den Worten:

„Dieser vorbildliche Offizier wird allen Angehörigen der Division und den unterstellten Truppen Beispiel höchsten deutschen Soldaten- und Kämpfertums bleiben."

Ernst Moritz Arndt und der Geist der Zeit

Hell Gesicht bei bösen Dingen,
und bei frohen still und ernst —
und gar viel wirst du vollbringen,
wenn du dies beizeiten lernst.
E. M. Arndt

Zuweilen möchte uns der Gedanke kommen, als sei der Geist, in dem wir Jungen und Mädel von heute leben, eine Errungenschaft unserer Zeit. Daß es nicht an dem ist, beweist uns eine kleine hübsche Schilderung von Ernst Moritz Arndt, den wir alle aus der Geschichtsstunde kennen. In seinem Buch „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" berichtet er uns folgendes über seine Jugendzeit:

„Bei allen diesen kindischen und kindlichen Spielen und Entwicklungen des jungen Lebens hin und her, worin schon einzelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zustand doch in den Schranken des elterlichen Standes und Vermögens. Der rüstige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht die Übungen und Arbeiten zu, welche er selbst hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gern, wenn wir aus eigenem Triebe oder im wackeren Wettkampf uns Strenge und Härte auferlegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände, und diese oft recht

Kriegsfreiwillige der Hitlerjugend

geschwind, gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bett getrieben und mußten oft lange vor der Schulstunde Ochsen und Rosse herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jugendlichen Geschäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen — Bruder Karl, der nun wieder bei uns war und den Kaufmann, wofür er bestimmt schien, wieder gegen den Landmann vertauscht hatte, und ich wurden daraufgesetzt, oft, wenn es ins Wasser ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Noch erinnere ich mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Tier splitterfasernackt durch einen Teich ritt, von ihm beim Herausspringen in Nesseln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu solchen Abenteuern durfte nicht sauer gesehen werden. Baden im nahen Meer, Fischen in

Aufnahmen: Emde (3)

den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der überschwemmten Wiesen auf Karauschen, Krebse, Krabben, Hechte und Aale, Vogelstellen im Herbste in unserer trauten Lau, Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen — alles das verstand sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst. Hier glaube man nur nicht, daß der Vater ein harter Mann war; nein, er war von Natur fröhlich, freundlich und mild, meinte aber nach der Art jener Zeit, welche eine gute Art war, daß ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anfassen müsse, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfe. Auch gehörte er nicht zu den Vätern, welche den Stock häufig gebrauchen."

Diese Art von Schilderung macht uns wirklich staunen, nicht wahr? Ernst Moritz Arndts Erziehung war ernst und streng und auf Gebet und Arbeit gerichtet. „Meinen Reimen", so meint er von seinen Gedichten, „müsse man das Element des stürmischen baltischen Meeres und die Rauhigkeit des Nordens abfühlen." Arndt ist nämlich auf dem schönen Eiland Rügen zu Schoritz geboren, in einer deutschen Provinz unter schwedischem Zepter. Erst siebzehnjährig, verließ er Rügen und kam aufs Gymnasium nach Stralsund und später auf die Universität Greifswald. Bis zu dieser Zeit erhielt er von seinem Vater, der ein Gutsinspektor war, eine fast spartanische Abhärtung, indes er seiner Mutter die Bibelfestigkeit verdankt. Von Fichte empfing er manche tiefe Anregung während seines Studiums.

Später, nachdem er einige Jahre zu Hause gewesen, pilgerte er anderthalb Jahre in Ungarn, Österreich und Oberitalien herum. Dann reiste er über Nizza und Marseille nach Paris, blieb dort einen ganzen Sommer und kehrte über Brüssel nach Berlin wieder heim. Bis zu diesem Zeitpunkt hat er uns nichts Bedeutsames hinterlassen, er erhielt um die Jahrhundertwende als Privatdozent

Fortsetzung auf Seite 21

PK.-Zeichnung:
Kb. Busch (Graphis)

Ein Paar Stiefel

Wenn draußen auf der sandigen Straße der feste, gleichmäßige Rhythmus vieler Soldatenstiefel erklang, wenn eine ganze Kompanie marschierte, voran das leichte Trippeln des Pferdes und ihm folgend ein harter Gleichschritt, dann blieb der Junge stehen und lauschte, wie du und ich vielleicht stehenbleiben beim Klange einer seltsamen Melodie, die von irgendwoher ertönt. Dieser Gleichschritt, der von fernher kam, immer lauter, dringender, fordernder, dann nah vor dem Hause ertönte, daß die Fensterscheiben fein klirrend mitschwangen, drang in den Jungen ein und machte ihn unruhig. Ihm schien es fast, als pulse sein Blut im gleichen Rhythmus, als schwinge da drinnen in seiner Brust etwas, genau wie die Fensterscheibe vor ihm, durch die er nun mit fiebrigen Augen starrte.

Er sah viele gleiche Stiefel marschieren, und seine Augen blickten nur auf die Stiefel, wie sie hart gegen den Boden schlugen, wieder und immer wieder. Das war eine Musik, die ihn unruhig machen konnte, kribbelig bis in die Fingerspitzen. Und in ihm wuchs ein Wunsch, klein erst und züngelnd wie eine nahrungsuchende Flamme, doch dann immer stärker, der Wunsch, ein Paar Stiefel zu besitzen, so ein Paar feste lederne Stiefel, die schwer waren, mit denen man so richtig selbstbewußt über die Erde schreiten konnte, wie diese Soldaten dort eben oder wie der Vater, wenn er hinter dem Pfluge einherging.

Ja, auch die Stiefel des Vaters hatte er schon immer bewundert, schon damals, als er grad so groß war, daß er dort oben in ihr weites gaffendes Maul hineinschauen konnte. Ein Geruch von Leder und Erde ging von ihnen aus, und der Junge stieg in die Stiefel hinein und schlurfte ein paar Schritte über die Dielen. Der Vater sah es und lachte mit seinem tiefen, grollenden Baß und schlug sich auf die Schenkel: „Verteufelt auch, seht diesen Stiefelmatz! Da mußt du noch wachsen, Jungchen, verdammt wachsen, bis sie dir passen. Da mußt du erst mal ein Kerl werden, ein Mann, dann schenkt dir der Vater ein Paar Stiefel."

Der Junge wuchs. Er wuchs nicht nur an Körper und Gliedern, er wuchs auch in den Hof hinein, in die Arbeit. Der Vater ließ ihm keine Zeit für das tollende Spiel am Bach, am Mühlrad oder am nahen See, er nahm ihn mit auf das Feld, und gleich, ob Arbeit für ihn da war oder nicht, er hatte ihn zu begleiten. Er hatte die Zügel zu führen, wenn er pflügte, er hatte neben ihm auf dem Kutschbock zu sitzen, wenn er zur Mühle fuhr oder des Morgens, nachdem der Tau aus den Wiesen aufgestiegen war, das Grünfutter einfuhr. Er lernte bald die Sense führen und das Pflügen, Eggen und Säen, und wenn ihm auch noch die harte Hand und der sichere Schritt des Vaters fehlten, so setzte er dafür ein Stück verbissenen Willen, denn er dachte allzeit an die Stiefel, daß der Vater nun einsehen möge, daß er wohl wert sei, sie zu tragen.

Doch dann kam der Krieg und der Vater rückte aus. Die Mutter weinte lange und der Junge fühlte sich plötzlich einsam und unsicher und sah sich der Weite der Felder gegenüber, der Vielzahl der Arbeit, die der Vater voll Selbstverständlichkeit jeden Tag getan. Der Junge ging durch die Stuben, sah Vaters verschlissene Jacke am Haken hängen und den grauen Strohhut, den er sommers immer getragen und den die heiße Sonne gebleicht hatte. Er sah aber auch die wuchtigen, hohen Stiefel in der Ecke stehen, die noch von Erde überkrustet und von Staub überworfen waren. Und der Junge zog seine Schnürschuhe aus und stieg in die Stiefel hinein und ging mit ihnen über die Dielen. Sie paßten ihm. Plötzlich glaubte er denselben Gang des Vaters zu haben, den gleichen Schritt, und es durchströmte ihn ein selbstsicheres Kraftgefühl. Er ging durch die Ställe, über die Felder und musterte sie wie ein neuer Kommandeur seine Truppe. Dann begann er die Arbeit dort aufzunehmen, wo sie der Vater liegengelassen hatte.

(Fortsetzung Seite 22)

Frontskizzen

AUS DEM LEBEN EINES JUNGEN Eichenlaubträgers

Im Angriff bewährt sich immer wieder deutscher Soldatengeist. Wenn nach dem Feuerschlag der Artillerie der Infanterist zum Sturm ansetzt, die Handgranaten fliegen und die Maschinenpistolen sich mit wütenden Feuerstößen Bahn brechen, bewährt sich der Infanterist am eindruckvollsten

SS-PK.-Zeichnung: Kb. Wigforss

PK. Der Kalender zeigte Dienstag, aber für uns war es ein Sonntag, denn Posttag ist hier vorn immer Sonntag, erst recht für den, der mehr als eine Woche vergeblich auf einen Gruß der Heimat wartete. Es gab noch mehr Gründe an diesem Tag, sich sonntäglicher Zufriedenheit hinzugeben: der sowjetische Angriff vor den Stellungen des Bataillons war abgeschlagen, und es war nach jenen blutigen Erfahrungen, die die Sowjets im Trommelfeuer der Granaten und Geschütze dabei hatten machen müssen, kaum anzunehmen, daß sie heute noch ein zweites Mal anrennen würden. So zog mit froher Zuversicht und der Gewißheit einer nicht klein geratenen Feldpostsendung der Sonntag in unseren Bunker. Der Kommandeur kam aus dem vordersten Graben zurück. Daß er dort geblieben war, bis auch die letzte Gefahr beseitigt, daß er selbst als MG.-Schütze den sowjetischen Stoßtrupp, der, im Flußtal gedeckt, das Bataillon zu umgehen suchte, bis auf den letzten Mann vernichtet hatte, war in seiner Umgebung ebensowenig verwunderlich wie die Tatsache, auf seinem Platz im Bunker den weitaus größten Anteil der Post zu finden. Seit dem Tage, an dem der Führer dem jungen schleswig-holsteinischen Hauptmann als 150. deutschen Soldaten das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen hatte, war es in seinem Stabe zur Gewohnheit geworden. Da kamen Einladungen für den nächsten Urlaub aus allen Gauen und in solcher Fülle, die in keiner noch so weitgesteckten Urlaubsverlängerung Platz gehabt hätten; ein ehemaliger Rekrut schrieb, und aus seinen Zeilen strahlte der soldatische Geist, der ihm einmal in seiner Ausbildung vom damaligen Zugführer vermittelt worden war. Der heimatliche Segelklub ernannte seinen erfolgreichen Segler und Eichenlaubträger zum Ehrenmitglied. Was der Hauptmann aber heute neben den Zeilen seiner jungen Frau am sorgfältigsten hütete, war der Brief eines Unteroffiziers und Studenten, der schon einmal hinter sowjetischen Bajonetten geradeswegs in die Hölle marschiert war und durch den Hauptmann — der in den ersten Monaten des Ostfeldzuges als Leutnant mit seinem Zuge 35 Kilometer (!) vor den eigenen Linien ein sowjetisches Nachthutbataillon vernichtete und zersprengte und 15 deutsche Soldaten (darunter sechs Verwundete) aus bolschewistischer Gefangenschaft befreite — dem Leben zurückgegeben worden war.

Der Dankesbrief schlug an das Herz des Hauptmanns. Er weckte Erinnerungen aus anderthalb Jahren ununterbrochenen Kampfes in den Weiten der Sowjetunion. Sie umschlangen einen stolzen und zugleich dornenvollen Weg, auf dem ein unbekannter Leutnant der Infanterie in härtester Bewährung zu den Tapfersten der Tapferen vorstieß, unter denen er heute als Eichenlaubträger und Kommandeur eines ruhmreichen Füsilierbataillons in vorderster Front marschiert. Was als unvergängliche Meilensteine dieses Weges aus den Erinnerungen zweier Jahre im Gedächtnis haftenblieb, davon sei hier ein kleiner Teil berichtet — mit jener nüchternen Sachlichkeit, mit der auch der Hauptmann und seine Offiziere es erzählten.

Das Regiment lag zehn Kilometer vor der Lowat, und dem Leutnant, der sich in wenigen Wochen des Ostfeldzugs als schneidigster und erfolgreichster Stoß- und Spähtruppführer des Regiments bewährt hatte, war die Aufgabe zugefallen, mit seinem Zug das Lowat-Flußtal für einen Angriff zu erkunden. Er besaß einen klaren, unzweideutigen Auftrag, und es gab keinen Zweifel für ihn, daß es auch nur eine ebenso klare, unzweideutige — das hieß erfolgreiche — Ausführung geben konnte. So schritt er also mit der Unbekümmertheit seiner Jugend, aber mit der Erfahrung eines in drei Feldzügen gereiften Kriegers zum Angriff, und der Bataillonskommandeur staunte nicht schlecht, als nach einer halben Stunde schon der erste Melder des Zuges auf einem soeben den Sowjets abgenommenen Beiwagenkrad vom erfolgreichen Vordringen des Leutnants berichtete, der mit untrüglichem Instinkt die Lücke im Feind herausgefunden hatte, die im Dickicht des Buschwaldes den Weg zum Ziel frei ließ. Was der Leutnant dort aus gefährlicher Nähe erspähte, waren nichts anderes als die Feldstellungen eines starken sowjetischen

Regiments, die von den Sowjets als Bollwerk eines Brückenkopfes gedacht waren. Der Leutnant ließ sich keine Einzelheit entgehen; er sah die erdbraunen Posten sich ablösen, er verfolgte den Munitionstransport, er beobachtete, wo neue Geschütze in Stellung gingen — und hatte schon, während seine wachen Augen nicht vom Feind ließen — seinen Plan gefaßt. Wenig später standen zwei Kompanien zum Angriff bereit, und so, wie es der Leutnant erkundet und geplant, wurde nun gestürmt. Mit dem Leutnant an der Spitze brachen die Füsiliere zweier Züge aus ihrem Versteck über einen Panzergraben auf die ersten Bunker den völlig überraschten Sowjets entgegen. Die ersten wurden überrannt, die nächsten stellten sich zum Kampf, aber sie hatten dem ungestümen Draufgängertum des jungen Leutnants nichts entgegenzusetzen. In kurzer Zeit waren so 73 Bunker — die gesamten Feldstellungen des sowjetischen Brückenkopfes — gestürmt, hundert Gefangene hatte der Leutnant mit seinen Soldaten eingebracht, ebenso viele lagen tot vor ihren Bunkern, der Rest versuchte die Rettung in der Flucht. Der Leutnant aber meldete nur: Befehl ausgeführt! Eigene Verluste: Keine!

Südostwärts des Ilmensees waren sowjetische Panzer durchgebrochen. Ihre Granaten barsten an den Gräben, ihre Ketten rollten auf die Deckungslöcher und versuchten, deutsche Grenadiere unter sich zu begraben. Der Angriff wurde abgeschlagen, aber einer jener mächtigen 44-Tonner versuchte vergeblich, wieder in die eigenen Linien zurückzukehren. Er hatte sich festgefahren und wartete nun mit einem zweiten Panzer, der zur Sicherung stehengeblieben war, auf die Dunkelheit, um sich dann abschleppen zu lassen. Panzerbrechende Waffen fehlten. Der Leutnant zögerte keinen Augenblick, seinen Entschluß in die Tat umzusetzen. In der ersten Dämmerung schlich er sich an den bewegungsunfähigen Riesen. An Sprengen war mit einer Handgranate nicht zu denken; geballte Ladungen zu machen, dazu mangelte es an der Zeit. Doch der Leutnant suchte nicht lange nach einem Ausweg. Unter dem stählernen Ungeheuer wartete er auf eine Feuerpause, um dann die Handgranate ins Kanonenrohr zu stecken. Der Versuch mißlang, die Splitter suchten ihren Weg ins Freie, aus dem Panzer aber wurde nur noch wilder gefeuert. „Der läuft nicht weg!" dachte nach einiger Enttäuschung der Leutnant und schlich zum zweiten, der schon den Turm auf ihn gerichtet hielt und in die wütende Kanonade mit einfiel. Wieder stand der Leutnant unter dem Rohr, aus dem mit bebendem Knall die Granaten in die Dunkelheit jagten. Der Leutnant hörte es kaum mehr, er war fast taub geworden vom dröhenenden Widerhall der nahen Abschüsse, aber seine Sinne blieben wach. Er wartete, bis ein neuer Schuß ins Freie platzte, zog in gleichem Augenblick die Handgranate ab, und mit dem gleichen Schwung, mit dem er schon als jugendlicher Sportler die Handgranate über 80 Meter geworfen hatte, stieß er sie ins Innere. Nun ließ der Erfolg nicht mehr auf sich warten. Mit einer hohen Stichflamme wurde unter der Detonation der Munition der Turm weggerissen, in wenigen Sekunden war der Panzer ein zuckendes Flammenbündel, aus dem keiner der Besatzung mehr lebend entkam. Den zweiten Panzer ereilte das gleiche Geschick. Eine einzige Handgranate aus der Hand des Leutnants ins Kanonenrohr geworfen, machte auch ihn zum brennenden Wrack.

Der Leutnant ging an den Feldfernsprecher und meldete seinen Erfolg. Der Bataillonskommandeur beglückwünschte ihn, aber der Leutnant hörte es nicht. In seinen Ohren klang für Tage nur der Widerhall donnernder Kanonen . . .

Aus Angriff wurde Abwehr, und die Abwehr im kältesten Winter des Ostens gegen die Übermacht der Massen wurde zum Opfergang bis zum letzten Atemzug kämpfender Füsiliere. So wie der Leutnant seinen Soldaten im Angriff vorangestürmt war, so war er nun der letzte, der, die Handgranate werfend, sich der Überzahl der Feinde entgegenstellte. Die Füsiliere mußten zurück, aber noch im Rückzug schlugen sie den Sowjets blutige Wunden. Wieder erhielt der Leutnant mit seiner Kompanie den schwersten Auftrag: den Rückmarsch des Bataillons gegen Regimenter zu decken. Schon schienen die Tapferen eingeschlossen, aber das Maschinengewehr auf die Schulter eines Soldaten gelegt, schlug sich der Leutnant feuernd als letzter durch. Ein Schuß durchlöcherte seine Feldmütze, ein anderer zerschlug ihm das Bein. Bei 43 Grad Kälte schleppte er sich so in der tapferen Überwindung seiner selbst acht Kilometer auf einsamem Schneepfad aus der Hölle des Krieges in die rettenden Arme seiner Kameraden. Und erst dort vermochte ihn der quälende Schmerz in die erdentrückte Bewußtlosigkeit zu reißen.

Die Taten unserer Tapfersten sprechen eine unerreichbare, eherne Sprache. Sie durch Worte beschönigen zu wollen, wird immer Fragment bleiben müssen. Aber nur dies sei erlaubt hinzuzufügen: der heutige Hauptmann und Bataillonskommandeur Ekkehard Kylling-Schmidt ist mit seinen 24 Jahren der jüngste Eichenlaubträger des feldgrauen Heeres. Manche, die diese drei aus einer langen Kette hervorragender Tapferkeit herausgegriffenen Erlebnisse lesen, mögen vielleicht sagen, der junge Offizier habe eben Glück gehabt bei allem, was er tat und plante. Nein, dort, wo einer im Feuer der härtesten Schlachten vom Schicksal unbestechlich auf seinen Wert gewogen wird, wird keiner durch Glück allein zum Helden. Auch der junge Hauptmann ist kein Hasardeur. Aber in ihm wird — als einem unter vielen — das Wunder unseres Krieges Gestalt, der mit einem stahlglühenden Bad aus Jünglingen Männer machte, die in sich den Elan und den Fanatismus einer gläubigen Jugend mit der Erfahrung und der Umsicht einer in über drei Frontjahren gewonnenen Reife vereinigen und damit als Ritter ohne Furcht und Tadel die ersten Wegbereiter unseres Sieges sind.

Kriegsberichter Heinz Thiel

SS-PK.-Zeichnung: Kriegsberichter Petersen
Aufnahmen: Barbara Soltmann, Emdè (2)

Winternächte

Winternächte auf schneegepeitschtem eisigem Felde zeigten die ganze Trostlosigkeit des Landes. Gespenstern gleich hockten die Frauen um wenige wärmende Feuer und aßen die Kartoffeln, die sie in der heißen Asche brieten

Ein Hauch von dir, Heimat!

Tatsache ist folgendes: Einen langen und sehr schweren Winter haben die deutschen Soldaten mit den russischen Einwohnern in den bevölkerten Teilen ihres Riesenstaates zusammen gelebt. Wie haben sie das getan? — Als was sind sie den fremden Bewohnern erschienen? — Antwort: als Menschen, als höherstehende Menschen im Können und in der Leistung, und oft als Befreier!

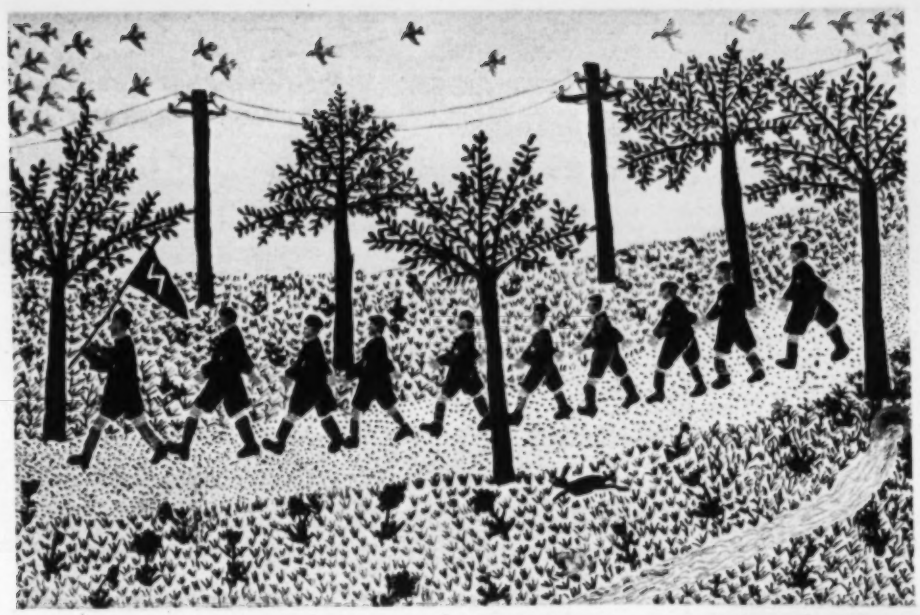
Wie aber hat sich das Verhältnis beider untereinander nun gestaltet? Allenthalben hängt hier in den Ortschaften ein Plakat der deutschen Besatzungsarmeen. Es stellt dar: im Mittelpunkt einen deutschen Landser mit Stahlhelm und Gewehr. Er ragt groß in das Bild hinein. Auf seinem Arm hält er ein kleines russisches Mädchen im roten Kleidchen. Um diese Hauptgruppe herum sehen wir weiter zwei Kinder zur Linken, ein Mädchen zur Rechten.

Das liebe kleine Mädchen hält von sich gestreckt in seinen Händchen ein dickes Stück Brot. Ein klein wenig scheu noch, lehnt es sich dennoch selig, voller Vertrauen ganz dicht an den fremden Soldaten an. Der aber strahlt das unschuldige Wesen hellen Auges, fröhlichen Mundes, gänzlich unbefangen und väterlich - sorgenden Blickes an. Der Junge und das Mädel im schmalen linken unteren Teil des Bildes sind ausgemergelte, etwas größere, schon ganz sich selbst überlassene, verwahrloste und zerlumpte — und vor allem durch schlechteste Verhetzung so verängstigte Kreaturen, wie es sie wohl nur im russischen Paradiese gibt und gab. So ist auch beider Blick zu der Hauptgruppe fürchtend, verzerrt und verborgen, aber doch schon so im Zweifel, ob der fremde, große Krieger denn nicht doch, allem bisherigen Hetzen entgegen, ein guter, großer Freund und Beschützer ist. Ähnlich sieht das andere Mädchen zu seinem Schwesterchen auf dem Arm des fremden Soldaten. Furchtbares muß auf diesen Menschen gelastet haben!

Ich mache mich zum Sprecher für meine Kameraden, liebe Heimat. Hier ist der Punkt, wo wir deutsche Landser, besonders bei den guten Menschen und den besseren Völkern im Süden dieses riesenhaften Tafellandes, uns Vertrauen erwecken. Jeder von uns Landsern, mag er sonst ein noch so rauher Bruder sein, liebt diese Kinder!! Wir sind ihre besten und ehrlichsten Freunde. Nicht nur, weil wir Deutschen so kinderlieb sind. Es ist noch ein anderes. Die Heimat, unser Zuhause ist so weit. Wie unendlich viele von uns Soldaten sehen in diesen Kindern unsere eigenen zu Hause, unsere Mädelchen und Jungen, unser kleines Schwesterchen, unseren lieben Bruder! Mit ihnen teilen wir unsere Leckerbissen. (Forts. Seite 20)

mit Pflug und Sense

Waffen der Jugend, die sie im Sommer anzuwenden gedenkt, den Pflug, die Sense und all die bäuerlichen Geräte, mit denen das Land bedient und gepflegt werden will. Die Jugend hält diese Waffen bereit

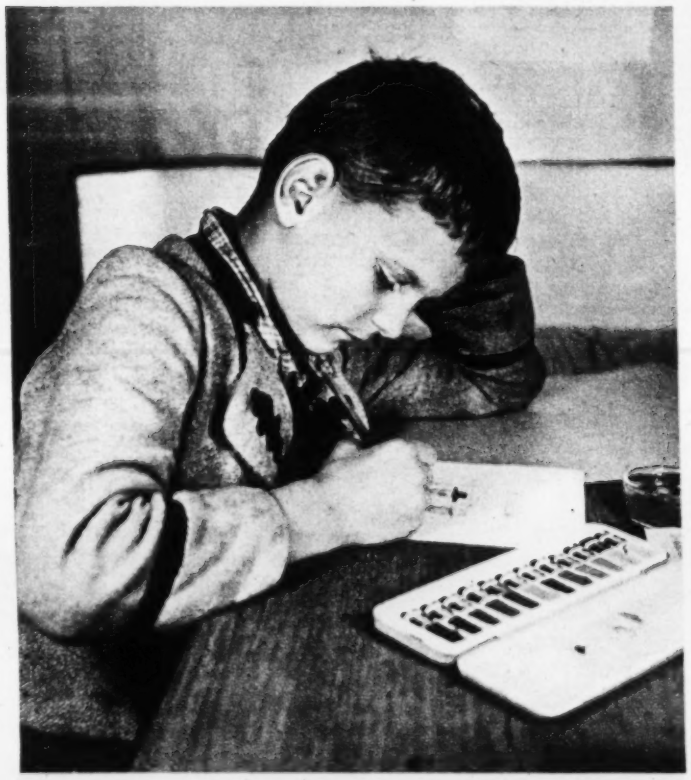


Geheimnisse der Kinderzeichnung

Von Theodor Valentiner

Seit zwei Jahrzehnten sammle ich im Institut für Jugendkunde in Bremen freie, nicht durch Zeichenunterricht beeinflußte Zeichnungen, die Kinder im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren zu den verschiedensten Dingen und Begebenheiten verfertigt haben. Körperliche und geistige Eigenart dieser Kinder sowie ihr Elternhaus hatte ich Gelegenheit in und außerhalb der Schule kennenzulernen. Viele habe ich fünf bis sechs Jahre im Schulunterricht gehabt. Es handelt sich dabei in erster Linie um vorwiegend nordische Kinder, dann weiter um Kinder mit starkem westischem oder ostischem Einschlag und endlich um jüdische und halbjüdische Kinder. Von den Zeichnern habe ich einige Vertreter verschiedener Rassen ausgewählt, um zu untersuchen, ob und inwieweit sich in ihren Zeichnungen ihre Rassenzugehörigkeit ausprägt.

Nun ist es bei Zeichnungen wie bei allen künstlerischen Leistungen so, daß je höher die Begabung, um so deutlicher die Ausprägung der Rassenseele in ihren Leistungen ist. Ganz natürlich! Der Begabtere hat stets die



Ein Kinderzeichnungsklassenzimmer in München

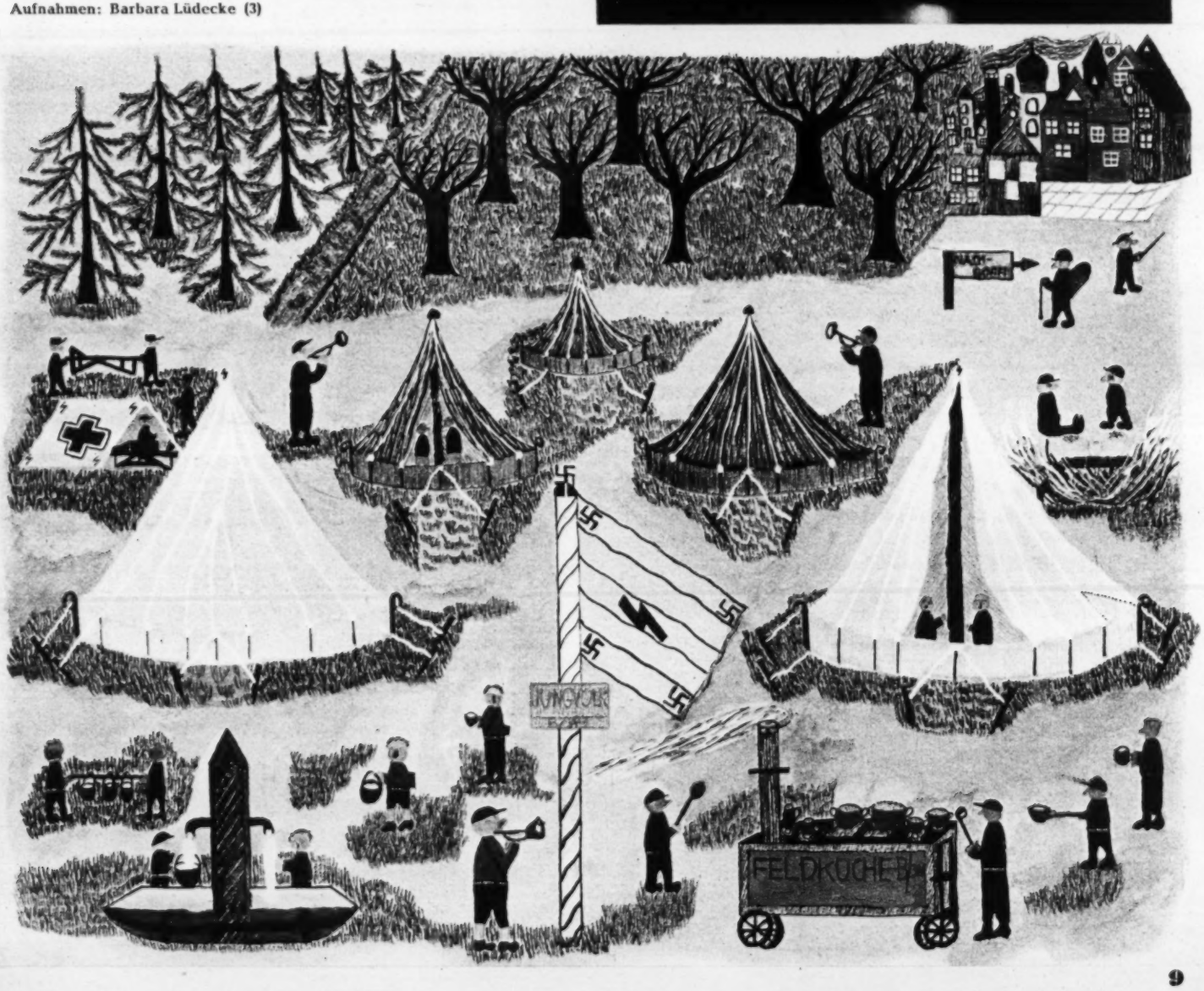
reichere Seele und gibt diesen Reichtum in seinen Leistungen kund. Aber hier besteht schon ein Unterschied zwischen dem nordischen Menschen sowie Angehörigen verwandter Rassen und dem Juden. Während die zeichnerische Begabung des Juden bekanntlich gering ist und demgemäß auch die Kinderzeichnungen höchst kümmerlich, die sich in meinen Sammlungen finden, weist der Nichtjude alle Grade von Begabung von der geringsten bis zur höchsten auf. So konnte ich begabteren Zeichnern der genannten Rassen nur mäßige Arbeiten jüdischer Kinder gegenüberstellen. Die Gegenüberstellung ist in diesem Fall gerechtfertigt, weil auch aus den dürftigen Zeichnungen der Juden manche rassische Züge ersicht-

lich sind, was bei den Zeichnungen wenig begabter nordischer, westischer und ostischer Kinder nur ganz beschränkt der Fall ist.

Bei den Zeichnungen der nordischen Kinder stellten wir immer wieder den Zug des Heldischen und den unerbittlichen Wirklichkeitssinn fest, dann auch den Humor, die Erfindungsgabe, den Kampfgeist, den Tatendrang, die Führereigenschaften und so vieles, was als Wesenszug besonders bei dem nordischen Menschen bekannt ist. Entsprechend war es bei den Zeichnungen der Andersrassigen.

Natürlich dürfen wir in den Kinderzeichnungen niemals ein vollständiges seelisches Rassenbild erwarten; manch wertvoller Zug, manche Sondereigenschaft fehlt. Die Zeichnung gibt eben nicht alles her. Sie weist nur auf einen Ausschnitt aus der Seele, je nach dem Gegenstand, der gewählt ist, und je nachdem es die Ausführung mit sich bringt. Liegt das vergnügte Bild eines westischen Kindes vor, so kann ich ihm nicht das Ungestüm und die Leidenschaft ansehen, die dieses Kind bei anderer Gelegenheit zeigen mag. Zu beachten ist auch, daß das Kind unsere Zeichnungen gleichsam für jedermann gemacht hat. Das gilt z. B. nicht von den Skizzen schmutzigen Inhaltes, wie sie ein mir bekannter 10jähriger Jude nur für seine Klassenkameraden anfertigte und in denen sich rassische Züge dieses Kindes deutlich verrieten. Immerhin künden auch unsere Zeichnungen wesentliche Züge der Rassenseele. Sie müssen das schon; denn ein schöpferisch begabtes Kind wird in seiner freien Zeichnung selten etwas anderes geben, als was seiner Rassenseele entspricht.

Aufnahmen: Barbara Lüdecke (3)

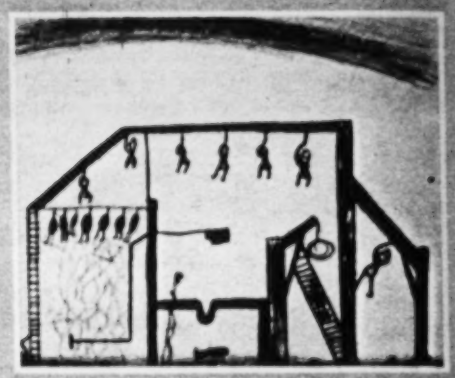


Noch eins fiel bei unseren Beispielen auf. Die Zeichnungen der westischen und nordischen Kinder sind uns bis ins kleinste verständlich. Dagegen fehlt uns bei den Zeichnungen jüdischer Kinder oft der Schlüssel dazu. Wie sollen wir beispielsweise die diesen Kindern eigene, dem nordischen und westischen aber völlig fremde Neigung verstehen, immer wieder Hölle, Teufel, Unholde, Sünder zu malen? Woher stammt ihre offensichtliche Freude, Blut fließen zu sehen und das in der Zeichnung durch leuchtend rote Farbe hervorzuheben; woher das Wohlgefallen, Menschen in furchtbaren, körperlichen Schmerzen (Schmoren der Sünder im Ofen, Ausbohren der Augen, Hinrichtung durch Fallbeil oder Strang) darzustellen? Erinnert das nicht an Züge der Grausamkeit, des Blutrausches, der wollüstigen Freude am Verbluten, wofür uns die Sitten- und Religionsgeschichte der Juden bekannte und bezeichnende Beispiele gibt und wie sie Shakespeare bei dem Juden Shylock so unübertrefflich dargestellt hat? Und so dürfte auch die Zusammenstellung greller, sich abstoßender Farben, wie wir sie nur auf Zeichnungen von Juden und Halbjuden erhielten, und die Häufung bestimmter geometrischer Figuren auf eine noch nicht näher zu erklärende Weise auf rassenseelische Züge zurückzuführen sein.

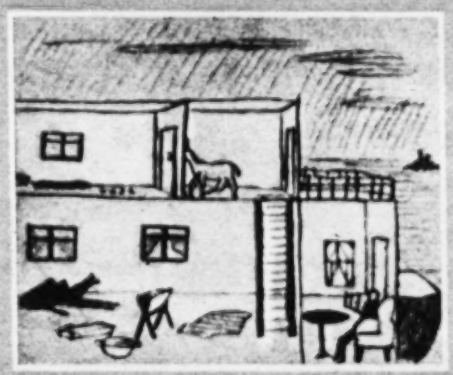
Das Ergebnis unserer Untersuchung kann nicht überraschen. Längst ist erkannt, daß sich in den Leistungen der Völker, in den Leistungen ihrer Kunst und in anderen kulturellen Schöpfungen die Rasse auf das deutlichste spiegelt. Neu ist hier nur der Nachweis, daß auch schon das Kind da, wo es frei und schöpferisch tätig ist, in seiner Leistung seine Rassenseele kundgibt. Das Kind ist im Anfertigen von Bildern ungezwungen, natürlich und unbefangen und durchaus selbständig. Und das soll auch so bleiben. Nur nach einer Seite wollen wir bei dieser schöpferischen Arbeit dem Kinde Richtung und Ziel geben. Es soll seine Kräfte nicht an alltäglichen und gleichgültigen Gegenständen zersplittern, sondern sie zur Darstellung und Gestaltung der besten Stoffe gebrauchen, die uns zur Verfügung stehen. Das sind in diesem Fall unsere Sagen und Märchen, das sind heroische Kämpfe zur See und zu Land, das sind lustige Begebenheiten, wie sie uns etwa Schwänke und ähnliche Geschichten liefern, kurz, das sind die bekanntesten Stoffe nordischer Prägung, von denen wir eine so unerschöpfliche Fülle besitzen.

Die Zeichnung bringt e

Eine Hinrichtungsszene. Das Bild des 11jährigen westischen U. wirkt weder schaurig noch grausig. Die beiden Richter, die gegeneinander reden, scheinen sich noch nicht einig über den Fall.



Ganz anders das blutrünstige Bild des 10jährigen jüdischen F. A., das er mit grellen Farben bemalt hat. Der rechte und obere Teil des Bildes ist der Hinrichtung durch den Strang gewidmet.

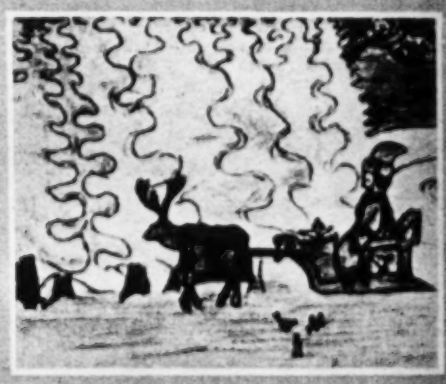


Der 12jährige rein nordische Knabe A. v. H. läßt hier einen Blick in die Arche Noah tun. Der Esel guckt gerade durchs Schlüsselloch. Unten rechts der Besitzer des Schiffes im Klubsessel. Nüchtern und sachlich ist seine Zeichnung aufgebaut.

Der 11jährige westische F. U. zeichnete den Jäger, ihm gegenüber den Trunkenbold mit seinem Hund Crambambuli. Die Wirtsstube atmet Frohsinn und Behaglichkeit. Hier ist Bewegung gegenüber der Ruhe auf dem Bild des Nordischen.

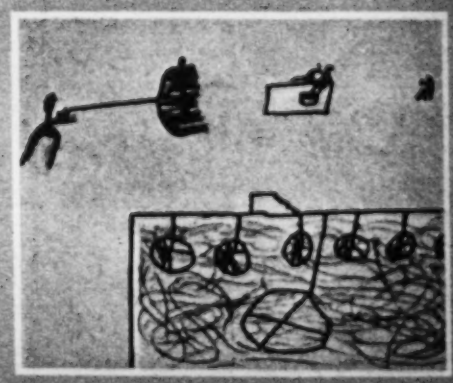
Himmel und Hölle. Eine phantasievolle heidische Darstellung liefert der nordische Junge A. v. H. (13 J.). Von Walhalla steigen Engel hernieder, um seine Seele zu Gott zu bringen. Links der Teufel

Wir fügen ein Bild von dem westischen U. bei: „Die drei Landsknechte vor Petrus." Hier ist Heitervergnügtes mit viel Leben. Bei all dieser Verschiedenheit der besprochenen Bilder fühlen wir Zusammengehörigkeit in der Reinheit der Auffassung.



Auch das Märchenbild des Südländers Chi., 10 Jahre alt, zeigt reiche Phantasie. Anmutig sind seine Figuren, zart die Farben, und aus dem Ganzen spricht ein warmes Gefühl für Feierlichkeit.

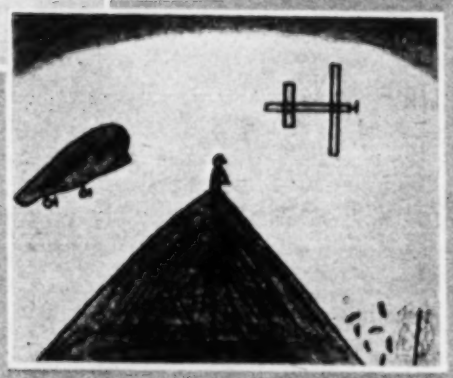
Der Jude, obwohl er vom Himmel redet, bringt nur die Hölle. Links der Höllenfürst. Rechts des Teufels Großmutter. In der Mitte noch ein Teufel mit einem Gefangenen. Wie wesensfremd ist doch Fühlen von dem der Verfertiger der ersten Bilder!



tes an den Tag!

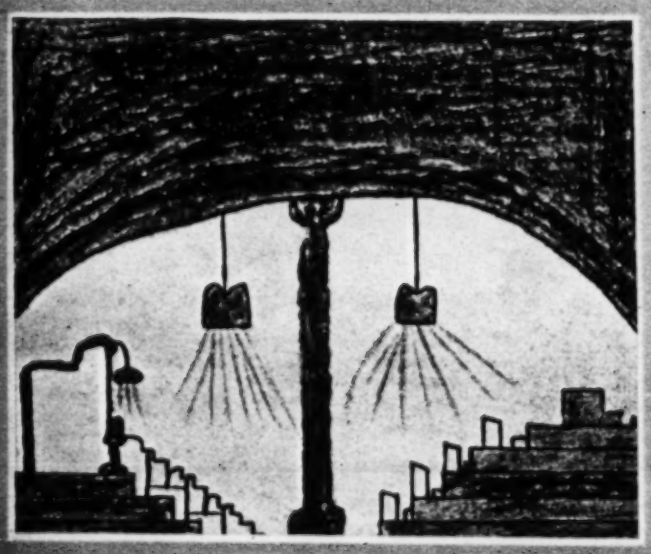
Das Bild des westischen Knaben trägt die Unterschrift: „Plüschow landet auf mecklenburgischem Acker, rechts Bauern." Hier wird nicht eine Heldentat Plüschows dargestellt, sondern von der heroischen Fahrt dieses großen Fliegers wählt er sich nur eine harmlose Landung auf deutschem Boden, die er mit gesundem Humor wiedergibt.

Flugzeuge. „Ein feindlicher Flieger stürzt ab." Diese Unterschrift hat der nordische 13jährige A. v. H. für sein im Jahre 1927 gezeichnetes Bild gewählt. Ein kühner Entwurf, unerbittlich die Wirklichkeit schildernd. Die rauchenden Trümmer des zerschossenen Flugzeuges im Vordergrund. Eine Tragfläche ist schon abgerissen, der Pilot stürzt kopfüber in die Tiefe, ein Rad und andere Bruchstücke fallen ab. Rauchfahnen hinter sich. Dahinter der Sieger mit dem Eisernen Kreuz auf den Tragflächen. Man fühlt ordentlich, wie der Junge gepackt ist von der gewaltigen Aufgabe.

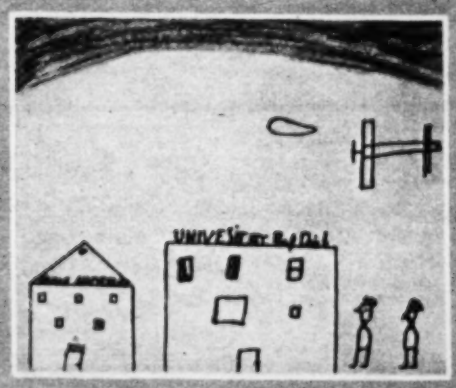


Dem Juden ist es gelungen, trotz seines mangelnden zeichnerischen Geschickes auch seine Eigenart in dem Bilde zu verraten. Er stellt nicht einen Luftkampf oder eine vergnügte Handlung dar, sondern er sieht nur das Geschäft: das Luftschiff auf einem Werbeflug für ein Wirtschaftsunternehmen.

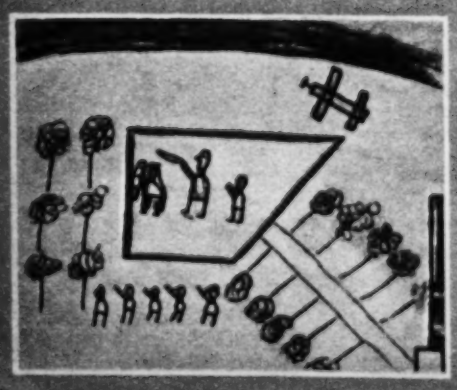
Die Abbildungen stammen sämtlich aus dem Sonderabdruck „Die Rassenseele in der Kinderzeichnung" von Theodor Valentiner aus „Rasse VII", Heft 7. Verlag B. G. Teubner, Leipzig—Berlin



Wie fremdartig wirkt das Bild des 10jährigen Juden F. A. „Ein Saal kurz vor der Weihnachtsbescherung." Hier fehlt jedes Leben: Man sieht keine Engel, keinen Weihnachtsmann, keine Weihnachtsgeschenke, keinen Baum, kurz, es ist auch nicht einmal der Versuch gemacht, die Fest- und Feierstimmung jedes deutschen Kindes vor einem solchen Ereignis irgendwie auszudrücken. Wir sehen nur in ein kahles, von einer Säule getragenes Gewölbe mit Sitzreihen und einer Orgel. Auch die grellen aufdringlichen Farben, die A. gebraucht hat (rote Säule, blauer Gewölbebogen, grüne, rote, blaue Sitzplätze) wirken kalt und fremdartig.

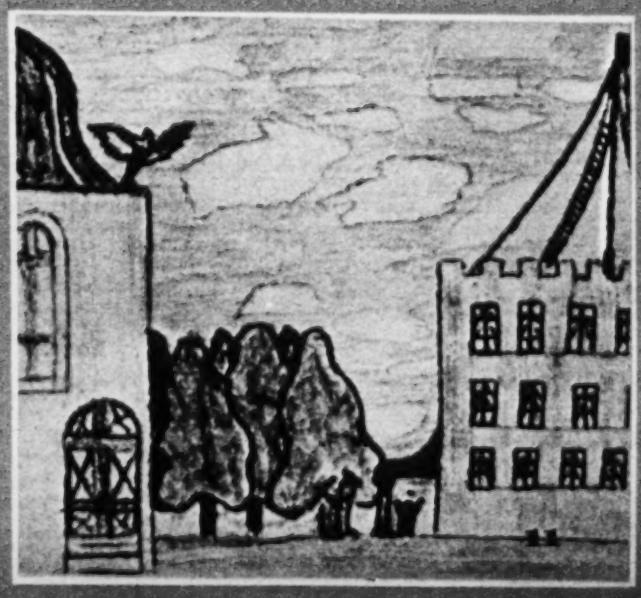


Kümmerlich und dürftig ist das Straßenbild des 11jährigen Juden F. A. Neben der Universität fällt das „Geschäftshaus des P. Ochs" mit seinem „Saison-Ausverkauf" am meisten in die Augen.



Zwei Zeichnungen zur bekannten Wieland-Sage. Der kleine 10jährige Chi. sieht nur die Pracht des königlichen Schlosses, den Zauber der Landschaft und die Romantik von Wielands Abflug und stellt alles zart und duftig dar.

Der 11jährige Jude F. A. dagegen wählt (im Bild links) die grausige Handlung, wie Wieland mit seiner scharfen Waffe dem Amulias von hinten den Kopf spalten will. Schloß und Landschaft auf dem Bild sind bar jedes Reizes und jedes Gefühls für Form und Schönheit.



6 Mädchen unserer Zeit

Die heutige Zeit stellt ganz besondere Ansprüche an die deutsche Frau. Die meisten mußten ihren Wirkungskreis als Frau aufgeben, um an einem kriegswichtigen Arbeitsplatz ihre Kräfte für das Ziel unseres Volkes einzusetzen.

Auf einem Berliner Sportplatz begegneten uns sechs junge Mädchen und eine Gymnastiklehrerin. Es war interessant festzustellen, welchen Berufsgruppen sie angehörten, und wir erfuhren, daß es sich um eine Rote-Kreuz-Helferin, eine Gärtnerin, eine Sekretärin und eine Chemikerin handelte. Auf unsere Frage, ob sie trotz ihrer Arbeit noch Zeit und Lust hätten, Sport zu treiben, erklärten sie

Was sind sie?

einstimmig, daß ihnen die gemeinsame Stunde des Sports nicht nur eine große Freude, sondern vor allem wichtiger Ausgleich für die zum Teil recht anstrengende und ungewohnte Arbeit bedeute.
Daran sollte sich jedes junge Mädchen, das heute beruflich eingesetzt ist, ein Beispiel nehmen. Die Gesunderhaltung der Frau ist eine heilige Pflicht für die Zukunft unseres Volkes.

Elisabeth R. — Flugmeldedienst

Elisabeth R. (ganz rechts), gebürtige Berlinerin, besuchte das Lyzeum bis zur Obersekundareife und dann eine Handelsschule. Im Anschluß daran hatte sie in einem großen Betrieb das Amt einer Betriebsjugendwalterin inne. Sie betreute die jugendlichen Angestellten unter 21 Jahren und leitete ebenfalls wie Frau U. Betriebssportkurse. Bei Kriegsausbruch meldete sich Elisabeth R. freiwillig als Nachrichtenhelferin. Da sie bereits sportlich vorgebildet war, ist es für sie eine Selbstverständlichkeit, so viel wie möglich „dabeizusein"

Marion v. L. — Sekretärin

Marion v. L. ist 1918 in Königsberg i. Pr. geboren. Sie verließ das Lyzeum mit Obersekundareife. Nach mehreren Prüfungen in der Reichstheaterkammer in Berlin erhielt sie ein Staatsstipendium für die Ausbildung als Schauspielerin. Inzwischen ist Marion v. L. schon über die ersten Anfänge bei Bühne und Film hinaus. Sie heiratete 1941. Ihr Mann wurde eingezogen und nun arbeitet sie in einem Büro, um auch in dieser ernsten Zeit ihre Pflicht zu erfüllen. Sie meint: „Gelenkigkeit schadet nie!" und turnt nach diesem Motto eifrig mit.

Maria B. — Straßenbahnschaffnerin

Maria B. ist 1923 in Hamm in Westfalen geboren und besuchte dort die Volksschule bis zur ersten Klasse. Im Anschluß an die Schulzeit ging sie in ein Arbeitsdienstlager nach Pommern, wo sie bei Bauern arbeitete. Ihr Wunsch für die Zukunft ist Verkäuferin für Haus- und Küchengeräte zu werden. Die Ausbildung zur Verkäuferin findet in einer Berufsschule statt und dauert ungefähr drei Jahre. Vom RAD. wurde Maria B. zum Kriegshilfsdienst bei der BVG. (Berliner Verkehrsgesellschaft) als Straßenbahnschaffnerin verpflichtet. Sie ist ein besonderer Schützling ihrer Gymnastiklehrerin Frau U., die größten Wert auf Entspannungsübungen bei diesem Beruf legt

Ruth G. — Chemikerin

Ruth G. stammt aus Hamburg, wo sie 1921 geboren wurde. Nach bestandenem Abitur ging sie in eine Pension nach Heidelberg, wo sie als hauswirtschaftliche Gehilfin ihr Pflichtjahr ableistete. Ihre Arbeitsdienstzeit verbrachte sie auf einem Bauernhof in Mecklenburg. Ruth G. entschied sich für den Beruf als Chemikerin und besuchte eine Fachschule in ihrer Heimatstadt. Ihre erste Stellung hat sie vor kurzem in einem Laboratorium angetreten. Wie uns die Gymnastiklehrerin Frau U. sagte, ist Ruth G. eine ihrer treuesten Schülerinnen.

Ingeborg Z. — Rote-Kreuz-Helferin

Ingeborg Z. ist 1920 in der Reichshauptstadt geboren. Auch sie ging mit Obersekundareife vom Lyzeum ab und lernte anschließend in einer Kunstwerkstatt. Sie machte Entwürfe für Handarbeitsmuster und deren praktische Ausführung. Bei Kriegsbeginn unterbrach sie ihre Lehrzeit und verpflichtete sich freiwillig zum Roten Kreuz. Ingeborg Z. ist nach ihrer Schulung mit viel Liebe bei ihrer Tätigkeit als Pflegerin von Verwundeten — einer der schönsten Aufgaben der Frau. Sobald es ihre Zeit erlaubt, treibt sie Gymnastik.

Ursula U. — Gymnastiklehrerin

Ursula U. wurde 1914 in Berlin geboren, besuchte das Lyzeum bis zur Primareife und studierte anschließend im Ausland Sprachen. In der Hermannschule in Eichkamp wurde sie für ihren Beruf als Gymnastiklehrerin ausgebildet, dem sie mit großer Passion anhängt. Zu Beginn des Krieges gab Ursula U. ihren ersten Unterricht. Sie wechselte für einige Zeit zum Flugmeldedienst über, um auch in der Heimatfront ihren Mann zu stehen. Vor einem Jahr heiratete sie einen aktiven Marine-Offizier, der als U-Boots-Kommandant draußen ist. Um nicht untätig zu sein, gibt sie wieder Gymnastikstunden, leitet Betriebssportkurse und macht Ausgleichssport für Berufstätige, denen die körperliche Ausarbeitung nach der Arbeit als Gegengewicht neue Spannkraft geben soll.

Aufnahmen:: Barbara Nordhaus-Lüdecke (9)

Lottas – ÜBERALL Lottas

WAS FINNISCHE FRAUEN IM KRIEG LEISTEN

Mehr als 140 000 finnische Frauen heißen mit einem zweiten Vornamen Lotta. Jedermann ruft sie so, wenn er ihre Hilfe braucht, denn es sind Frauen und Mädchen der Lotta Svärd-Organisation, der größten weiblichen Fronthilfsorganisation der Welt.

Vor einigen Monaten sollte eine Lotta, ein junges Mädchen Mitte zwanzig, das in ihrer Kantine eingenommene Geld in einem Büro abliefern, das etwa zwei Stunden von der kurz hinter der Front gelegenen Kantine entfernt war. Sie kam dort völlig zerfetzt und humpelnd an. Geld und Abrechnungen trug sie in krausem Durcheinander in einer Wolldecke. Ihre ersten Worte im Büro waren: „Jetzt kann ich aber nicht mehr dafür garantieren, daß meine Kasse stimmt." Es stellte sich dann heraus, daß sie unterwegs von Artilleriebeschuß überrascht worden war. Ihre Verletzungen waren weit schwerer, als sie angenommen hatte, denn sie starb daran kurze Zeit später. Das ist die Geschichte einer Lotta,

Erna H. — Gartenbauarchitektin

Erna H., die jüngste unter unseren sieben Mädchen, ist erst 16 Jahre alt und hat trotzdem schon eine klare Linie für ihre Arbeit und Zukunft. Sie wurde in New York geboren, besuchte in Berlin eine Volksschule bis zur ersten Klasse und trat nach Beendigung der Schulzeit in eine große Gartenbaufirma ein, um dort in drei Jahren praktischer Arbeit ihre Lehrzeit — in der das Pflichtjahr einbegriffen ist — zu absolvieren. In Abendkursen bereitet sie sich zur Erlangung der mittleren Reife vor, und außerdem findet sie noch Zeit, sich dem Sport zu widmen. Erna H. ist ein echtes Naturkind. Ihre Arbeit als zukünftige Gartenarchitektin macht ihr viel Freude, und da sie sich im Freien am wohlsten fühlt, hat sie für ein ausgleichendes Training auf dem Sportplatz trotz aller Arbeit immer Zeit.

wie sie in Finnland häufig erzählt werden. Von der Tapferkeit, dem Pflichtbewußtsein und dem Humor dieser Mädchen berichten diese Geschichten. Es wird von einer anderen Lotta berichtet, die die Kasse eines Soldatenheims in ihr zuständiges Büro bringen sollte. Sie fuhr mit zwei Soldaten in einem Auto fort. Unterwegs wurde der Wagen von Partisanen angegriffen. Die Insassen flüchteten sich in die Wälder und verloren sich dort. Drei Tage lang irrte die 22jährige Lotta allein in den mächtigen Wäldern umher. Dann stieß sie auf zwei verwundete Sowjets, die wußten, wo das nächste finnische Lazarett lag. Sie nahm die beiden kurzerhand mit, und im Lazarett waren ihre ersten Worte: „Das Geld ist gerettet, ich habe alles mit!" Sie mußte dann infolge der Erschöpfung eine Woche lang im Lazarett liegenbleiben, jetzt ist sie wieder ganz vorn.

Was tun die Lottas in Finnland? Eigentlich sollte man fragen: Was tun sie nicht? Denn man findet sie überall. Sie kochen Essen für die Arbeiterbataillone kurz hinter der Front. Die Soldaten versorgen sich selbst, aber jedem Bataillon sind zwei Verpflegungslottas zugeteilt, die täglich eine andere Kompanie besuchen, dort das Essen überprüfen, Ratschläge und Rezepte bringen und sich überhaupt um die Kücheneinrichtung kümmern, kurz, sie betreuen den Magen der Front, weil in den meisten Fällen ungelernte Männer in den Küchen stehen. Immer sind die Lottas zur Stelle. Sie verrichten die schmutzigsten Arbeiten ohne Zögern, sie pflegen Pferde und scheuern die blutbeschmutzten Fußböden der Lazarette. Jeder hat schon Bilder gesehen, wie Lottas im Luftwarndienst arbeiten: Sie stehen oben auf den im ganzen Land verteilten hölzernen Beobachtungstürmen und kontrollieren den Horizont nach feindlichen Fliegern. Man hat ihnen dieses wichtige Amt übergeben, weil man es ohne weiteres ihrem Pflichtbewußtsein und ihrer Zuverlässigkeit anvertrauen konnte. Zahlreiche Soldaten sind dadurch für die kämpfende Front freigeworden, und das ist überhaupt der Sinn des Lotta-Einsatzes: Sie wollen Männer für die Front ablösen. Schließlich sieht man sie in der Heimat, dort stricken sie zusätzliche Winterkleider für die Soldaten und bilden bei feindlichen Fliegerangriffen den Luftschutz — sie sind immer da und werden immer geholt, wenn irgendwo etwas nicht klappt.

Auch unsere Soldaten haben oft von ihnen nach der Heimat berichtet, und es ist auch bei uns bekannt, daß diese Frauenvereinigung sich nach dem Vorbild jener Lotta Svärd aus dem Nationalgedicht, von Runeberg nennt, der den Lebensweg einer Kriegerfrau schildert, nämlich der Lotta Svärd, die im Rußlandkrieg 1808 ihrem Mann in den Krieg folgt und ihm und seinen Kameraden als unerschrockene Marketenderin und Pflegerin dient. 1921 entstand der Lotta-Svärd-Verein.

Seit jeher sind in dem dünn besiedelten Finnland die Frauen aus ihrem häuslichen Kreis herausgetreten und haben sich an männlichen Arbeiten beteiligt. Die finnische Frau hat dem kargen Boden das tägliche Brot abgerungen, während der Mann der Jagd und dem Fischfang nachgehen oder gegen feindliche Eindringlinge in den Krieg ziehen mußte. Die Frauen lernen es in den schier endlos langen Wintermonaten jedes Jahr aufs neue, ihr Schicksal mit Geduld und Zähigkeit zu ertragen. Heute sieht man sie in Mauerbrüchen arbeiten, als Schaffnerinnen und Zugbegleiterinnen und in zahlreichen staatlichen Beamtenstellen. Fast drei Viertel aller finnischen Zahnärzte sind Frauen. Frauen und Mädchen bildeten vor Kriegsausbruch 40 v. H. der Studentenschaft. Sie neigen besonders zum Studium der Medizin.

Der Führer hat einmal im Verlauf dieses Krieges gesagt: „Die Finnen sind ein wahres Heldenvolk!" Er hat damit auch die finnischen Frauen gemeint. Viele Lottas haben in diesem Krieg schon ihr Leben lassen müssen, noch mehr wurden verwundet, eine Lotta geriet sogar in Gefangenschaft. Aber sie sind keine Amazonen, sie kämpfen nicht, sondern sie helfen nur.

Mit siebzehn Jahren kann man in Finnland aktive Lotta werden. Aber fast täglich bekommt die Präsidentin der Lotta Svärd, Frau Fanni Luukkonen, Bittbriefe von jüngeren Mädchen, die für ihr Leben gern sofort im Dienst der Lottas beginnen möchten. So schrieb ein vierzehnjähriges Mädel: „Hiermit will ich Sie freundlichst bitten, mir Arbeit im Dienste des Vaterlandes zu verschaffen. . . Ich möchte meine Pflicht erfüllen. . . Ich kann zum Beispiel beim Geschirrspülen helfen oder Holz holen."

Auch der Führer kennt und schätzt die Tapferkeit dieser finnischen Frauen und ihre großen Verdienste. Als Ausdruck seiner Anerkennung empfing er kürzlich die Präsidentin der Lotta Svärd und überreichte ihr den Stern des Deutschen Adlerordens.

L. M. M.

Marine-Hj. fischt für den Film

Mit der Filmkamera an Bord von „Neu 2"

Es ist ein gewisses, geheimnisvolles Etwas, das die surrende Filmkamera und den Beruf des an ihr schaffenden Kameramannes umgibt, wohin er auch kommt. Gestern vielleicht in Portugal, Ungarn oder in den bayerischen Bergen am Werk, führte die Kameraleute der „Filmschau Junges Europa" zu Aufnahmen beim Fischereieinsatz der Marine-HJ. der Weg auf die Ostsee.

Jungen sind seit der weltbewegenden Erfindung des Films schon immer gute „Hauptdarsteller" gewesen. Ungekünstelt führen sie ihre Aufgaben meist auch vor der surrenden Kamera durch.

Günther, Karl-Heinz und Hans-Adolf — die frischgebackenen Jungfischer — lassen sich jedenfalls wenig in ihrer Arbeit an den Fangnetzen und am Segel von dem ungewöhnlichen Betrieb an Bord stören. Schließlich sind sie erst einmal — nach ihrer ureigensten Ansicht — seit einiger Zeit Gehilfen des alten Fischers am Steuer und dann „Filmstars"! Damit muß sich auch der Regisseur abfinden. An Bord heißt es schließlich zupacken, immer und immer wieder!

„Das Wasser rinnt einem so leicht in den Kragen!" raunt Günther in vorsichtigem Abstand vom Regisseur mir eben leise ins Ohr, „wenn man die bereits hochgehievten Netze zwecks nochmaliger Aufnahme erneut ins Wasser werfen muß! Anscheinend ist mein Lederzeug oben doch etwas zu weit! Außerdem habe ich immer Angst, daß uns dabei die zappelnde Beute zum Teil doch wieder abhaut."

Woraus man ersieht, daß Günther tatsächlich erst „Fischer", dann „Filmstar" ist. Der Kameramann aber hat es anscheinend gerade auf das kleine Kerlchen abgesehen. Wo die lustige, schief auf dem einen Ohr sitzende Pudelmütze Günthers auftaucht, ist auch der Kameramann mit dem Objektiv immer wieder zu sehen. Auch der Film findet eben nicht immer Gegenliebe!

Inzwischen sind die Filmleute auf die begleitende Marinebarkasse umgestiegen. Wie ein Schäferhund die Herde umkreist die Barkasse jetzt die kleine Fischerflottille. Bis auf wenige Meter Abstand geht sie seitlich an die mit „AK." vorwärts fahrenden Fischerboote heran. Im Vorbeifahren fängt die Kamera immer wieder lebendige Bilder vom Leben an Bord ein.

„Hau — ruck, hau — ruck!" An Bord von „Neu 3" werden jetzt ebenfalls bei auffrischendem Wind die Segel gesetzt. Das Rohöl des Dieselmotors ist kostbarer Rohstoff. Windkraft muß die Maschine entlasten helfen.

Die Jungen der Marine-Hitler-Jugend haben sich den Fischern zur Bergung des Fischreichtums der Ostsee zur Verfügung gestellt. Die ersten Ausfahrten der freiwilligen „Jungfischer" werden von den Filmleuten festgehalten.

Gegen Sturm, Regen, Schnee und Kälte oder überkommende Seen sind die Jungen durch festes Lederzeug der Kriegsmarine geschützt. Unbehelligt von den Witterungsverhältnissen können unsere bisherigen „Süßwassermatrosen" den Fischern bei Ausübung ihres schweren Berufes behilflich sein.

„Noch könnten wir Alten es ja allein schaffen", meint Fischerälterermann Pg. Marsen an Bord von „Neu 2" zu mir. „Die Jungen aber sollen bei ihren periodischen Einsätzen Liebe zur See, Verständnis für den schweren Beruf des Fischers und auch Interesse für diesen lernen. Nachwuchs — das ist auch das Problem unseres Berufes, und den einen oder anderen der Jungen packt beim Einsatz vielleicht doch der Wunsch, diesen Beruf zu ergreifen. Unser ‚Auskommen' haben wir Fischer bestimmt auch! Drei Jahre Lehrzeit und sechs Jahre als Gehilfe muß der künftige ‚Fischermeister' durchmachen, dann ist er sein eigener Herr auf eigenem Boot und sein Arbeitsgebiet die freie See."

Stolz sieht der Älterermann bei diesen Worten an mir vorbei in die Weite und weist auf die bewegte, unendliche Wasserfläche ringsum. Golden steht der runde Ball der Wintersonne am Himmel und bescheint ein einzigartiges Bild. Mit weißen Segeln stampfen die Boote, schwer an der Netzlast ziehend, durch die Wogen. Weiße Möwen umkreisen in dichten Schwärmen die Boote. Sie wissen, wo es Beute zu erhaschen gibt.

Die Kamera aber surrt Meter um Meter Film herunter. „Ich fahre ab!" gibt der Kameramann an den Regisseur weiter, und schon surrt die Filmspule wiederum und nimmt in wunderschöner Gegenlichtaufnahme die Heimfahrt der schwer beladenen Boote gegen den abendlichen Himmel auf. Ruhiger ist jetzt die See geworden. Der fernen Küste geht es zu — einem geruhsamen Feierabend nach einem arbeitsreichen Tag für Fischer, Jungen und Kameraleute entgegen.

Harald Klein

Jünge Kolonie

Als Fremder schaut man mit anderen Augen ein Land an wie als Eingeborener, und hier fiel mir etwas auf, als ich am ersten Tag durch Kopenhagen fuhr. Auf einem großen Feld, welches noch vollkommen unbebaut war, standen soldatisch ausgerichtet lauter kleine einfache Hüttchen, und Hunderte von Mädeln und Jungen arbeiten auf diesem Feld. Als ich der Sache nachging, stellte es sich heraus, daß es sich um eine Einrichtung handelt, die zur Bebauung des noch unbestellten Landes dient. Der Schuldirektor,

Viehzucht und andere Dinge, die dort gelernt werden. Es ist eine vorbildliche Einrichtung, und nicht umsonst ist jedes junge Mitglied dieser Vereinigung glücklich und dankbar, in ihr sein zu dürfen. Braungebrannt arbeiten sie am Nachmittag auf ihrem kleinen Gartengrundstück und kommen sich bereits wie die Bauern auf dem Land vor.

Barbara Nordhaus-Lüdecke

Aufnahmen: Barbara Nordhaus-Lüdecke (7)

Herr Jakobsen, hat diese „Junge Kolonie" ins Leben gerufen. Jeder junge Däne kann für ein ganz geringes Geld so ein Stückchen Land für eine bestimmte Zeit sein eigen nennen, kann es bebauen, bepflanzen und ernten. Der Grundstock der Schule betrug 30 Schüler, jetzt sind es beinahe 3000, die dieser jungen Kolonie angehören, und es ist nicht nur Gartenbau, sondern auch

Uffz. H. Fr. Werkmeister:

Nie sich verloren geben!

Sechs Stunden in sowjetischer Gefangenschaft

Weit dehnen sich die unheimlichen Sumpfwälder südlich des Ilmensees. In den grundlosen, unübersichtlichen Kusselflächen und in den finsteren Mooren mit den grünbraunen Wasserflächen führen die Infanteristen unserer Division einen doppelten Kampf: gegen einen zähen, verschlagenen Gegner und gegen die ewig feindliche Landschaft. Allein der hervorragende Kampfgeist des Infanteristen, gepaart mit über einjähriger Osterfahrung, wird immer wieder aller Schwierigkeiten Herr. Auch in schier aussichtslos erscheinenden kritischen Lagen finden mutige Entschlußkraft und zäher Selbstbehauptungswille immer noch einen Ausweg. Ein leuchtendes Beispiel ist der schneidige und tapfere Einsatz des jungen Leutnants O. hierfür.

Am Morgen des 4. August 1942 gegen 9.15 Uhr meldet sich der Bataillonsadjutant Lt. O. bei seinem Kommandeur ab, um mit dem Kompaniechef der „siebenten" eine wichtige Einsatzbesprechung zu führen. Der Weg geht durch das Buschgelände an der vordersten Linie entlang. Nur Axtschläge und dumpfes Klopfen schallen durch das Buschgelände. Es sind die Männer des Regt.-Pi.-Zuges, die unermüdlich an ihrer Stellung bauen. Hin und wieder bellen die MGs. hüben und drüben kurz auf, dann ist es wieder still. Nachdem sich Lt. O. vom Fortgang der Arbeiten überzeugt hat, setzt er entlang den vordersten Sicherungen des Pi.-Zuges und vorbei an den Horchposten der 7. Kompanie seinen Weg fort.

Zeichnung: Nordmann

Verfluchtes Buschgelände, kaum daß man ein paar Meter weit sehen kann! Lt. O. entsichert die Pistole und bleibt stehen, dann geht er in Deckung, um zu beobachten. In diesem Augenblick krepiert mit dumpfem Wummern eine Handgranate zu seinen Füßen und verwundet ihn durch etwa 12 Splitter. Zwei Sowjets erscheinen und wollen ihn von vorn angehen. Der junge Leutnant nimmt seine Pistole, feuert und legt einen der Angreifer um. Im gleichen Augenblick fühlt er einen würgenden Griff um seinen Hals. Man hat ihn von hinten gepackt. Dann hebt ein erbittertes Ringen an. Rohe Fäuste würgen ihn am Hals und schlagen ihn zu Boden, wobei die Pistole entfällt. Verzweifelt wehrt sich Lt. O., mit eiserner Gewalt faßt er mit seiner rechten Faust über die Schulter und bohrt seinem rückwärtigen Angreifer Daumen und Zeigefinger in das Auge. Unter lautem Aufstöhnen öffnet der Bolschewist den Würgegriff. Jetzt hat der Leutnant ein wenig Luft bekommen. Aber im gleichen Augenblick springt ein anderer hinzu und bringt ihm Messerstiche über dem rechten Auge und auf der Brust bei. Ein Schlag über den Kopf, und Leutnant O. bricht bewußtlos zusammen.

Sind Minuten, sind Stunden vergangen? Der Leutnant weiß es nicht.

Als er wieder etwas zu sich kommt, spürt er, daß er mit dem Gesicht im Wasser liegt. Rauhe Fäuste zerren ihn wieder hoch und schleppen ihn mehr als daß sie ihn tragen, weiter einen Trampelpfad im Sumpf entlang. Mit Mühe richtet er sich auf und versucht selber zu gehen. Ganz allmählich kehrt die Erinnerung an das Geschehene zurück.

Voraus geht, offensichtlich als Führer des Spähtrupps, dem es gelungen ist, ihn zu überrumpeln, ein Offizier. Ihm folgen drei Sowjetsoldaten, dann er selbst mit seinen beiden Begleitmännern, und hinter ihm tragen vier Sowjetarmisten den einen, dem er, wie er sich jetzt überzeugen kann, das rechte Auge herausgebohrt hat. Noch einige Minuten, und er wird plötzlich in ein dichtes Laubgestrüpp geführt, das sich bei näherem Zusehen als ein äußerst geschickt getarnter provisorischer Gefechtsstand erweist. Eine Lagerstatt, ein Tisch, ein Telefon, zwei Kisten sind die ganze Ausstattung.

Ein sowjetischer Unterleutnant begrüßt ihn durch Handanlegung an die Mütze und bietet ihm durch Geste an, auf der zweiten Kiste Platz zu nehmen. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, greift er zu einer Schnapsflasche, bietet ihm einen Schnaps an, holt aus einer Zeitungspapierhülle Zigaretten hervor und fordert Leutnant O. auf zu rauchen, greift in die linke Rocktasche und legt ein großes Notenbündel auf den Tisch.

Inzwischen ist ein gebrochen Deutsch sprechender Sowjetsoldat eingetreten und wird von dem Unterleutnant aufgefordert, seine Fragen zu verdolmetschen.

Die erste Frage: „Wie lange sind Sie schon Leutnant?"

„Drei Jahre", schwindelt der Leutnant.

„Was, drei Jahre und dann immer noch Leutnant? Wollen Sie nicht in die Internationale Brigade eintreten? Sie werden schnell Brigadekommandeur und verdienen dabei gut."

„Elender Schuft", denkt Leutnant O., „einem deutschen Offizier dergleichen anzubieten!"

„Wie lange sind Sie schon hier an der Front", fragt lauernd der Sowjet.
„Ich bin vier Tage hier und kenne den Abschnitt nicht."
Jetzt springt der Bolschewist auf und schlägt dem wehrlosen, blutüberströmten deutschen Infanterieleutnant mehrmals ins Gesicht.
„Wo kommt dieser Orden her, he? Na warte, du Schwein, wir werden dich schon zum Reden bringen."
Wieder hageln Faustschläge dem wehrlosen deutschen Offizier ins Gesicht. Dann wird er von einem Posten aus dem Unterstand gestoßen.
„Sie werden jetzt zu einer Stelle gebracht, wo es Mittel und Wege gibt, Sie zum Sprechen zu bringen. Versuchen Sie nicht zu fliehen", droht der Bolschewist, „es ist Ihr Nachteil. Wir werden im Rundfunk bekanntgeben, daß Sie ausgesagt haben. Dann sind Sie für die deutsche Armee erledigt."
„Wperjod", brüllt der Posten und stößt mit seiner MP. dem deutschen Gefangenen ins Kreuz, „los, vorwärts!"
Nur wenige hundert Meter, dann sinkt der vom Schlag über den Kopf geschwächte Leutnant zusammen.
Aber er rafft sich wieder auf. In seinem Hirn arbeitet es fieberhaft. Nur erst vom feindlichen Gefechtsstand wegkommen, dann werden wir schon sehen, denkt er, ihr sollt kein leichtes Spiel mit mir haben, so schnell gebe ich es nicht auf!
An einer jungen Birke hält Leutnant O. erschöpft inne. Dem Posten gibt er durch Zeichen und Gebärden zu verstehen, daß er einen Stock zum Stützen brauche. Es wird ihm gestattet. Der Leutnant bringt das Birkenstämmchen an sich, entfernt langsam die Zweige, dabei sorgfältig den Posten beobachtend.
In dem Augenblick, in dem dieser in die Tasche greift, um Zigaretten herauszunehmen, holt Leutnant O. blitzschnell mit dem Birkenstamm aus und schlägt dem Bolschewisten ins Gesicht, so daß der laut stöhnend zusammenbricht. Ein Sprung nur, und Leutnant O. setzt sich wieder in den Besitz seiner eigenen Pistole. In einer letzten großen Kraftanstrengung wendet er sich zur Flucht, halbrechts in den Sumpf. Oft bis zur Brust im Moor, halb schwimmend und kriechend, gewinnt er Meter um Meter an Raum. Plötzlich sieht er einen Sowjetsoldaten auftauchen. Hinter einem Busch zusammengekauert rührt er sich nicht, läßt ihn auf sieben Meter herankommen. Ein Schuß, und auch dieser bricht zusammen. Dann verlassen ihn wieder die Kräfte.
Als er nach einigen Minuten zu sich kommt, sieht er in unmittelbarer Nähe Sowjetsoldaten, die fluchend durch das Moor stapfen, um den entwichenen deutschen Leutnant zu suchen.
Nur nicht bewegen, nur jetzt nicht!
Gott sei Dank, sie sehen ihn nicht, kaum 30 Meter entfernt ziehen sie vorbei.
Nachdem alles wieder ruhig geworden ist, arbeitet sich Leutnant O. weiter vor, bis er festen Boden unter die Füße bekommt. An einer hohen Fichte sinkt er ermattet zusammen. Es ist zu gefährlich, um der Müdigkeit nachgeben zu können. Er muß handeln, wenn irgendwie sein Fluchtversuch Erfolg haben soll. Mit den letzten Kräften erklimmt er die Fichte.
Ein Aufatmen, eine Freude sondergleichen, Leutnant O. sieht unsere deutschen Ju's ziehen, hört unweit von sich die Stimmen, das Klopfen und Brechen des arbeitenden Pionierzuges und hat wieder Orientierung. Es kann also nicht mehr weit sein.
Herunter von der Fichte, ein letztes Aufraffen, nur noch wenige hundert Meter, dann erreicht der junge Leutnant blutüberströmt und mit zerschlissener Uniform die vorderen Posten der deutschen Kompanie.
Es ist wohl der glücklichste Augenblick seines Lebens, da er sich wieder bei den Kameraden seiner Truppe geborgen weiß. Verwundet und erschöpft, völlig der Willkür der Bolschewisten preisgegeben, so schien die Lage hoffnungslos. Aber ein kämpferischer Selbstbehauptungswille, hervorragender Schneid und eiserne Zähigkeit halfen weiter und brachten dem jungen Infanterieleutnant die Freiheit wieder. Generaloberst B., der Oberbefehlshaber der Armee, besichtigt zur gleichen Zeit mit dem Kommandeur der Division die vorderen Stellungen. Im Sanitätsbunker trifft er mit Leutnant O. zusammen. Er beglückwünscht den jungen tapferen Offizier zu seiner schneidigen, soldatischen Tat und heftet ihm das EK. I an die Brust.

Das deütſche Dorf Wydümka

Die Geschichte des Dorfes Wydumka hat mir der Bauer Adolf Meder in einer hellen Julinacht auf der Bank vor seinem Hause erzählt. Ich habe seine Rede, so treu sie mein Gedächtnis bewahrt hat, in der Frühe aufgeschrieben und manchmal gefragt, wenn ich meiner Sache nicht ganz sicher war. Was ich in der Mundart aufgenommen habe, schrieb ich in einem schlichten Deutsch nieder. Es ist wahr und steht für vieles.

Sieben Jahre bin ich alt gewesen, als wir im achtzehner Jahr nach Sibirien auswandern mußten. Was auf die Wagen paßte, haben wir mitgenommen, und ein paar Stück Vieh dazu. Es ist ein harter, mühseliger Weg gewesen. Aber wir haben es dort nicht schlecht gehabt. Wer arbeitete, hat sattessen können; und manche sind für immer geblieben. Von meinem Vatersbruder ist die letzte Nachricht im neununddreißiger Jahr gekommen, dann nichts mehr.
Die meisten von uns sind nach der Roten Revolution zurückgewandert. Fünfzehn Monde sind wir unterwegs gewesen, und manch einer hat Frau und Kinder am Wege begraben. Freilich, die Häuser haben schlimm ausgesehen. Galizier hatten darin gehaust. Die Felder waren verwildert, aber die Obstgärten standen noch.
Wir haben geschafft, Tag und Nacht, und die Äcker sind fruchtbar gewesen nach drei Jahren Brache. Wir haben unsere Häuser wieder aufgebaut mit doppeltem Boden und doppelten Rähmen, und ein Steinfundament ist dagewesen, und in den Gärten hat Reseda geblüht und Löwenmaul und gelbe Rosen, wie es die Alten von Deutschland erzählt haben.
Vier Jahre haben wir gebraucht, dann war es so weit. Ihr könnt euch nicht denken, wie unsere Dörfer ausgesehen haben. Nur reiche Bauern hat es bei uns gehabt. Da war Weizen in Überfülle. Eine Kuh hat zweihundert Pud Weizen gegolten, und ein Pferd noch mehr. Pferde, strotzend an Kraft und glänzend das Fell! Hafer, so viel sie haben wollten! Wo hat einer jetzt noch Hafer für ein Pferd? Die Schweine haben wir mit blanken Körnern gemästet. Da hat keiner Mangel gehabt an Fleisch und Wurst, was du auch haben wolltest.
Ja, so ist es gegangen, vier Jahre lang. Die Mädchen und die Frauen sind in Seide und feiner Wolle dahergekommen. Ihr Schmuck ist nur von Gold gewesen, und die Ringe im Geschirr der Pferde waren von Silber. Wie Glocken hat es geläutet, kam ein Deutscher dahergefahren. In den Schenken — Kinders, wo habt ihr jetzt eine Schenke noch gesehen? — da habt ihr trinken können, was ihr auch wolltet. In den Kellern lag Wein von der ältesten besten Sorte. So ist es damals bei uns gewesen; und hätte ich's selbst nicht mit diesen Augen gesehen, ich wollte es nimmer glauben.
Mußte ihnen das nicht in die Augen stechen? Nur gewartet haben sie, und im achtundzwanziger Jahr sind sie gekommen! Den Topf von der Platte haben sie weggenom-

men, das letzte Mehl aus dem Kasten. Ja, das mag sich einer ausdenken: Als der andere Morgen kam, waren wir arm. Vor der Ernte ist es gewesen, und das Geld, um etwas zu kaufen, hatten sie mitgenommen. Der Hunger war da. Gott, liebster, wir haben ihn noch sollen kennenlernen!

Liquidieren haben sie es geheißen, und noch das folgende Jahr hat es angedauert. Dann mußten die Menschen in die Kollektive hinein. Ein Jude aus Deutschland hat hier im Dorf das Kollektiv gegründet, Eckstein mit Namen. Drei Jahre war er hier, dann blieb er über Nacht weg. Wer aber nicht auf dem Kollektiv arbeiten wollte, den haben sie fortgeschickt, nach Kasachscan, nach Sibirien und manche auch nach Murmansk in den Norden. Und dann ist die große Hungersnot gekommen. Die Äcker haben so schlecht getragen. Da ist kein Dung mehr gewesen, weil die Pferde fehlten, und die Gräben zwischen den Äckern haben sie mit Traktoren zugepflügt. Aber die schlechte Ernte war nicht schuld an der Hungersnot. Beim Staat ist alles gewesen. Der hat es für Maschinen an das Ausland verschachert.

Im Krieg habe ich nicht so viele Tote auf dem Feld liegen sehen wie damals. Bei uns sind nur zwölf vor Hunger gestorben, aber im Nachbardorf, da waren es fünfhundert Ukrainer in einem Monat. Die Akazien an der Straße waren abgenagt bis aufs Holz. An den Wegen haben die Hungernden gelegen, und die sie einscharren sollten, haben sie manchmal halb lebend verscharrt. „Ich habe nicht Zeit, daß ich nach dir noch mal sehen kann." Ein Laib Brot hat in der Stadt beim Juden fünf Rubel gekostet, aber wer sollte kaufen, wenn wir für unsere Arbeit im Kollektiv kein Geld sahen? Wenn damals nicht Hilfe aus dem Reich gekommen wäre, wir hätten alle vor Hunger sterben müssen. Im Jahr darauf hat der Staat nach der Ernte etwas herausgegeben. Da ist es besser geworden.

Ihr müßt wissen: Früher haben die Höfe hier weit auseinander gelegen, jeder Wirt hat seinen Obstgarten um das Haus gehabt und sein Land. Da haben sie eines Morgens mit Maschinen und Motorsägen dort auf der Straße gestanden. „Lina", sage ich zu meiner Frau, „was soll das wohl geben?" Wir sollten's bald gewahr werden. Ausräumen mußten wir, Hals über Kopf, und die eigenen Häuser abreißen helfen. Mit Sägen haben sie die alten Bäume umgelegt, einen nach dem andern. Da saßen wir nun mit Kind und Hausrat und Vieh unter dem freien Himmel wie Abgebrannte, und es hat zwei und drei Monate gedauert, bis wir wieder ein Dach notdürftig über dem Kopfe hatten, dort, wo sie die Balken abgeladen hatten: ein Haus neben dem andern, hier an der Straße. „Das schöne Haus!" jammerten die Frauen. Wer hat wohl noch Mut gehabt, wie früher aufzubauen? Soll ich für einen hergelaufenen Tagedieb alles schön richten? Werden sie uns morgen nicht auch verschicken wie die andern und einen Fremden auf den Hof setzen?

So sind immer weniger Deutsche hiergeblieben. Bis zum fünfunddreißiger Jahr haben die Sowjets noch vierzig Familien aus unserem Dorf ausgesiedelt. Dann ist das übernächste Jahr wieder schlimm für die Deutschen gewesen. In der Nacht hat es ans Fenster geklopft, und die Männer mußten mitgehen, wie sie waren. Von Mai bis August haben die Aushebungen gedauert. Nicht nur die Männer hat es getroffen. Hier ist eine Frau gewesen. Ihr Mann war verschleppt, sie blieb mit sieben Kindern allein. Nun sollte sie auch in die Zwangsarbeit fort. Aber weit ist sie nicht gekommen: In Pulin ist ihr das Herz gebrochen.

Doch hat unser Dorf wohl noch Glück gehabt. Nicht alle Männer haben fortgemußt. Wir haben gearbeitet Tag und Nacht, tags auf dem Kollektiv und in der Nacht auf dem eigenen Morgen Land, der uns blieb. Aber was nützt das, wenn du dreißig Kopeken am Tag verdienst und ein wenig Korn für das Brotmehl und obendrein noch Steuern zahlen mußt! Der Hunger saß oft mit am Tische. Wir haben nur noch ans Brot denken können, und der Nachbar hat den Nachbarn scheel angesehen.

Dann ist im neununddreißiger Jahr der Krieg mit Polen gekommen, und von den Heimkehrern haben wir zum ersten Male wieder etwas von Deutschland gehört. „Wenn wir mit Deutschland Krieg anfangen, sind wir kaputt", haben sogar Kommunisten gesagt. „Deutsche Soldaten sind frisch und haben satt zu essen." 168 000 Mann sind im finnischen Krieg geblieben, hieß es in der Zeitung. Aber die Heimkehrer lachten: „Nimm dreimal so viel, und es wird wenig sein." Da hat manch einer wieder Mut gefaßt.

Der Verband mit Molotow hat für uns Deutsche manche Erleichterung gebracht. Da ist doch der Hitler gelobt worden in jeder Zeitung. Aber wir haben alle gewußt, daß es so nicht bleiben kann. Drei Monate ist es so gegangen, dann war Schluß. Da haben sie nicht mehr gelobt und nicht verachtet. Unheimlich ist es um uns gewesen, und als dann der Krieg ausbrach, haben wir für unseren Kopf keinen Rubel mehr gegeben.

Am letzten Junitag ist ein roter Soldat mit dem Fahrrad von Rowno gekommen und hat sich hier an den Tisch gehockt. Ohne Schuh ist er gewesen und wie von Sinnen. Die Frau hat ihm Milch gebracht. Von seiner Division lebe keiner mehr, hat er herausgewürgt und hat ein Flugblatt aus dem Rock gezogen und zur Frau gesagt, sie solle es vorlesen. „Das wird wohl eine Falle sein", habe ich gedacht und bin leise zum Stall hinaus und fort bis zum anderen Tag. Es ist der 9. Juli gewesen; Gott, liebster, wir werden es nie vergessen. Auf der Rollbahn sind die deutschen Panzer gekommen. Hier am Dorfeingang hat einer gehalten. Da haben wir verraten, daß hinter dem Wald Kommissare liegen, ein ganzer Stab. Ein deutscher Panzer hat ihn völlig zertrümmert, und die Ukrainer haben die Waffen weggeworfen. Aber drüben bei Sokolow ist es sieben Tage hart auf hart gegangen. Ich bin danach selbst dort gewesen. Zehn über eins haben die Toten da gelegen, und wenn es noch zwei Stunden gedauert hätte, wären die Deutschländer verloren gewesen. Da ist endlich Hilfe gekommen. Vor einem Jahr war das. Du kannst es an den Gräbern lesen.

Später sind dann alle Flüchtlinge aus den Wäldern gekommen, und wir haben die Ernte eingebracht.

Ja, wenn die deutschen Soldaten nicht so schnell gekommen wären, ich säße nicht bei dir, und die Deutschen hier im Lande hätten das Leben nicht.

Herbert Sailer

Wie ein Stück von dir, Heimat!

(Fortsetzung von Seite 7)

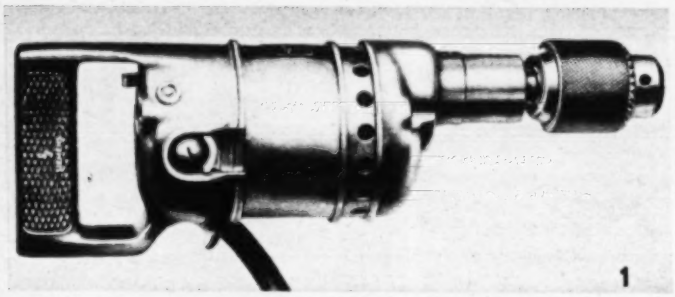
Wie mancher Kamerad sprang auf, irgendwo in einem Quartier, wenn er im Nebenraum ein fröhliches Kinderwort, wenn auch nicht verständlich, oder ein Kinderlachen hörte. Er konnte es einfach nicht anders, er mußte ihm wenigstens eine kleine Süßigkeit mit vollstem Herzen fröhlichen Erinnerns schenken. Wunderschöne erlebte Beispiele könnte ich erzählen. Das ist bald unsere einzige Freude hier in sonst so trostloser, fordernder, harter Umgebung.

Dieses Plakat aber, das nach den langen Wintermonaten nun überall klebt, ist wie eine Bestätigung der schon längst zur Wirklichkeit gewordenen Tatsache.

Claus Schaeffer

ELEKTRO-
Werkzeuge

Ihr habt im theoretischen Unterricht gehört, worin die großen Vorzüge der elektrischen Kraftwerkzeuge bestehen", sagte der Werkstattleiter zu den um ihn versammelten Lehrlingen. Ihr wißt, warum sie in fast allen Betrieben, in denen Eisen, Metall und Holz verarbeitet werden, unentbehrliche und viel benutzte Werkzeuge sind. Ihr habt gelernt, daß sie infolge ihrer großen Leistungsfähigkeit, einfachen Handhabung und Bedienung den Handwerkzeugen weit überlegen sind und daß diese Überlegenheit noch wesentlich dadurch gesteigert wird,

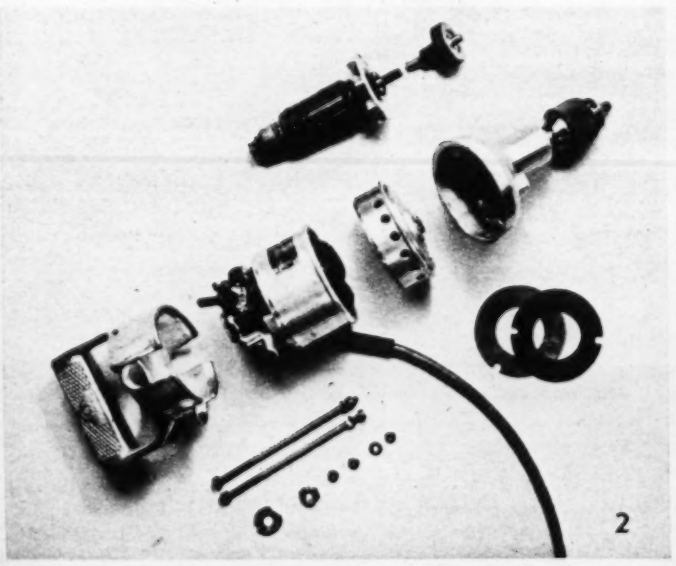


1

daß die Arbeiten mit Elektrowerkzeugen schneller, bequemer und praktisch ohne Ermüdung ausgeführt werden und daß die eigentlichen Werkzeuge, wie Bohrer, Schleifscheiben usw., erheblich besser ausgenutzt werden.

Ihr seht hier auf dem Tisch eine Handbohrmaschine (Bild 1). Sie ist das gebräuchlichste von allen Elektrowerkzeugen und findet vielseitige Verwendung in Flugzeug-, Kraftwagen-, Waggon- und Eisenbahnbau und Ausbesserungswerken, in Eisenkonstruktionswerkstätten, auf Schiffswerften, in allen Maschinenfabriken und in den Betriebswerkstätten aller Industriezweige, ferner aber auch in Kleinbetrieben wie Schlossereien, Schmieden, Tischlereien, Stellmacherwerkstätten usw.

Ich will nun diese Maschine einmal auseinandernehmen und in ihre Einzelteile zerlegen (Bild 2). — Ihr seht, wie schnell und mühelos das geht. Könnt ihr mir nun noch einen weiteren Vorteil nennen, der daraus zu folgern ist?" „Man kann leicht kontrollieren, ob die Bohrmaschine in Ordnung ist und kann sie gut instand halten", antwortete einer der Lehrlinge, ein eifriger Bastler.



2

Aufnahmen: (3) Siemens

„Richtig", nickte der Werkstattleiter, „das wollte ich euch zeigen, wie infolge des einfachen und übersichtlichen Aufbaus der Maschine eine mühelose Prüfung und Instandhaltung leicht möglich ist. Das bezieht sich aber nicht nur auf die Bohrmaschine, sondern sinngemäß auf alle Elektrowerkzeuge, die wir hier bauen."

Die großen Vorteile der Elektrowerkzeuge, die ich vorhin nannte, kommen aber nur dann zur Geltung, wenn sie in mechanischer und elektrischer Beziehung so gebaut sind, daß sie den von zuständiger Seite aufgestellten sehr strengen Richtlinien genügen. Und das ist bei den von uns hergestellten Geräten der Fall. Bei ihrer Konstruktion ist auf folgende Eigenschaften, die ihr euch gut merken müßt, besonderer Wert gelegt:

1. Mit Rücksicht auf alle im Betrieb vorkommenden Beanspruchungen ist auf kräftige Ausführung geachtet, nur beste Werkstoffe sind verwendet.
2. Durch einfachen, zweckmäßigen Aufbau und durch Verwendung eines den Anforderungen entsprechenden Leichtmetalls ist geringes Gewicht erreicht.
3. Durch reichliche Bemessung des Motors, richtige Anpassung der Drehzahl an den Arbeitszweck und erstklassige Lagerung ist eine hohe Leistungsfähigkeit erzielt worden.
4. Infolge günstiger Formgebung und zweckentsprechender Anordnung der Schalter ist einfache Handhabung gewährleistet.
5. Hochwertige Isolierung aller stromführenden Teile ergibt eine unbedingte Betriebssicherheit.

Die Jungen traten nun einer nach dem anderen an den Tisch heran; jeder mußte die Bohrmaschine auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Damit war die erste praktische Belehrung beendet, und sie begaben sich an ihre Arbeit, bei der sie nun die Bohrmaschine zu handhaben lernten (Bild 3).

E. S.

Ernst Moritz Arndt und der Geist der Zeit

(Fortsetzung von Seite 3)

in Greifswald ein Lehramt. Erst 1806, als Preußen zusammenbrach, begann seine publizistische Laufbahn. Der erste Teil seines bedeutsamen Buches „Geist der Zeit" erschien. Es galt der Wiedergeburt des deutschen Geistes

und wurde in allen deutschen Landen verbreitet. Napoleon wurde sehr zornig darüber, bei allen Deutsch- und Preußischgesinnten aber weckte es die begeisterte Liebe zum Vaterland.

Um jene Zeit war es auch, wo er eines Tages mit einem schwedischen Offizier zusammengeriet. Arndt forderte ihn auf Duell mit Pistolen, worüber der Schwede erschrocken war. Dann stellte er sich aber zum Duell. Arndt erhielt eine Kugel in den Leib und mußte zwei Monate in Stralsund das Bett hüten.

Inzwischen waren weitere kühne Schriften gegen den Korsen erschienen, Arndt lief jetzt Gefahr, dem Spionagesystem Napoleons in die Fänge zu laufen, ähnlich wie es dem Buchhändler Palm ging, deshalb ging er Weihnachten 1806 nach Stockholm. Sein weiterer Lebenslauf war recht bunt, so kam er sogar nach Rußland, wo damals Stein lebte. Dort schrieb Arndt den „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll." Auch diese Schrift wurde in ganz Deutschland verbreitet. Später, als der Freiherr vom Stein zurückkam, kam auch Arndt wieder ins Reich und beendete sein Buch „Geist der Zeit". So hat Ernst Moritz Arndt nicht zuletzt in seinen Kriegs- und Wehrliedern den ganzen Kampf gegen Napoleon mitgefochten und zur Rettung von dem französischen Joch ebensoviel beigetragen wie die Soldaten.

Wolfgang Schwerbrock

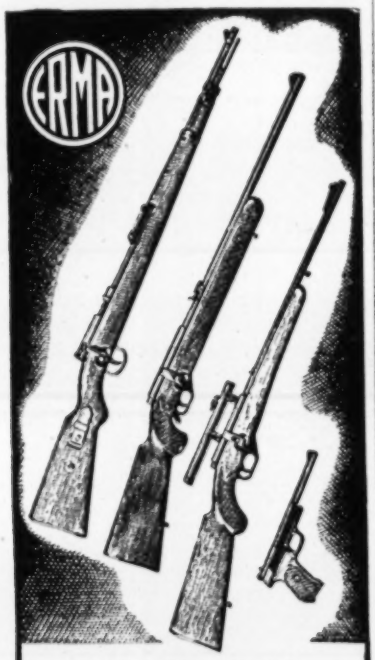
Ein Paar Stiefel

(Fortsetzung von Seite 4)

Als der Bauer später einmal auf Urlaub kam, fand er den Hof so, wie er auch unter seiner Hand liegen würde. Und als sie beide durch den Wald und über die Felder gingen, redete der Vater mit seinem Jungen ganz anders als früher: er befahl nicht mehr, sondern besprach mit ihm, wie mit einem guten Kameraden. Auf der Dorfstraße knirschten ihre Stiefel im festen Gleichschritt, und die Leute in den Häusern, die nicht hinausschauten, mochten wohl glauben, zwei alte Landser kämen die Straße herauf.

Unser Titelbild auf der 1. Umschlagseite zeigt eine Aufnahme von Emde (Reichsbildstelle der Hitler-Jugend). Die 2. Umschlagseite bringt eine PK.-Zeichnung von ff-Kriegsberichter Buschschulte. — Graphische Gestaltung: R. Breidenstein.

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G.m.b.H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.



PRÄZISIONS-
Kleinkaliber-Waffen

ERMA-WERKE
B. GEIPEL · GmbH · ERFURT

Lebende Werkzeuge

ist der Titel des bekannten Films, der die Wichtigkeit der Zähne und die Folgen kranker Zähne veranschaulicht. Wie z. B. Messer und Scheren, welche die gleiche Eigenschaft wie die Schneidezähne haben, richtig angewendet und pfleglich behandelt werden müssen, so müssen wir es auch mit unseren Zähnen tun. Verlangen Sie kostenlos die Aufklärungsschrift „Gesundheit ist kein Zufall" von der Chlorodont-Fabrik, Dresden N 6

Nahrhafte Gebäcke

trotz verminderter Zutaten gelingen Ihnen nach den „Zeitgemäßen Rezepten" von

Dr. August Oetker

BIELEFELD

HESS
Musikinstrumente
machen noch mehr Freude, wenn sie gepflegt und schonend behandelt werden. Man schützt sie vor Staub, Schmutz und Feuchtigkeit. Jetzt nur beschränkt lieferbar. Nach dem Siege wieder.

Hess Nachf. Musikwerke Klingenthal-Sa.

Es war ein langer Marsch und doch klingt das Lied noch frisch und fröhlich.

Peter: „Warum singst Du nicht mit, dann tippelt man wieder leichter."

Paul: „Aber wenn der Hals rauh und trocken ist vom Staub . . . ."

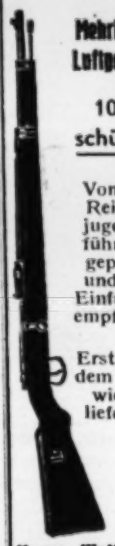
Peter: „. . . . dann nimmt man Wybert. Mutter schickt sie noch, obwohl sie daheim rar geworden sind. Und schon wenig Wybert wirken viel."

Neu ist nur das Äußere (der Zeit entsprechend schlichter). Der Inhalt bleibt derselbe, gleich köstlich wie zuvor.

VELVETA

gibt's jetzt auch in preisgünstigen 125 gr-Rechteckstücken.

„MARS"



Mehrlade-Luftgewehr

100-schüssig

Von der Reichsjugendführung geprüft und zur Einführung empfohlen

Erst nach dem Siege wieder lieferbar

Venus - Waffenwerk

HARDTMUTH

Dem Bleistift geschichtlich verpflichtet!"

SEIT H 1790

"EIN HARDTMUTH ERFAND DIE BLEISTIFTMINE.

◆

Anzeigentexte

und

Druckstöcke

bitte nur an folgende Anschrift zu senden:

Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf. G. m. b. H.

Anzeigenabtlg. „Junge Welt" Berlin SW 68, Zimmerst. 89-91

◆

HAENEL-

Luftgewehre

„Sportmodell 33 und 33 jun."

Die idealen Waffen für Schulung und Sport

Von der Reichsjugendführung begutachtet u. zur Einführung empfohlen

Lieferung nach dem Kriege

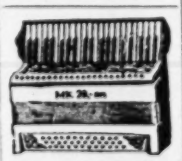
C. G. Haenel,

Waffenfabrik

KENNEN SIE

die Hintergründe der heutigen weltpolitischen Lage? Die „Schriftenreihe der NSDAP." wird Ihnen Auskunft geben.

Zentralverlag der NSDAP.



„Horch"

und die tonführende

„Sybilla Brand"

können nur noch in kleinerem Maßstab geliefert werden.

Josefine Ranft

Pausa i. V. 4.

So ein einfaches Mittel

SO 202b

ist die „Zahnschleuse"! — Man schlürft öfter mal klares Wasser zwischen den Zähnen hindurch. Das schleust alle Speisereste fort. So bleiben die Zähne auch dann behütet, wenn man nur noch abends mit SOLIDOX Zahnpasta putzen kann.

Solidox Gesellschaft für Zahnhygiene m. b. H., Berlin

Schuhe wollen Collonil

Gesund und schön

wirkt frische gepflegte Haut. Es ist leicht, mit FISSAN-Körper-Puder gesund und schön zu wirken. Das organverwandte kolloide labile Milcheiweiß macht den Körper frisch.

FISSAN

FISSAN ist sparsam im Gebrauch – sei Du auch sparsam mit FISSAN!

Reparaturbedürftige Musikinstrumente

werden gründlich instand gesetzt, **angekauft**, evtl. geg. andere umgetauscht.

Albin Wurlitzer,
Markneukirchen

Das ist der

Sieg

Briefe des Glaubens in Aufbruch und Krieg

*

Zu beziehen ist das Buch für 1,— RM. (geb. 2,40 RM.) durch jede Buchhandlung und den

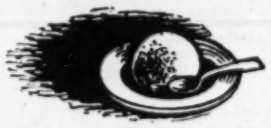
Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf. G. m. b. H., Berlin SW 68

Entrahmte Frischmilch- für den Pudding!

Das schmeckt — man muß ihn nur richtig zu kochen verstehen. Gerade bei der Knappheit heute darf er nicht anbrennen oder sonst irgendwie mißlingen. Deshalb kocht man ihn genau nach der Gebrauchsanweisung u. beachtet Folgendes:

Das Puddingpulver wird trocken in den Kochtopf geschüttet u. sofort mit der ganzen Milch verrührt (Milch bitte genau abmessen).

Die entrahmte Frischmilch mit dem Pulver 2 Min. kochen lassen und dann erst den Zucker unterrühren.



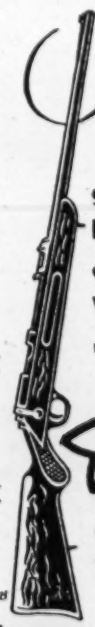
Mondamin-G.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 9

HJ.-Sparmarken und Auskunft bei allen

öffentlichen mündelsicheren

SPARKASSEN

So wie früher



gibt es nach dem Sieg beim Fachhandel wieder die präzisen, zuverlässigen Walther-Jagdgewehre und Kleinkaliberbüchsen

WALTHER

CARL WALTHER
WAFFENFABRIK

Iton

hilft Punkte sparen

Mit *Iton* behandelte Gewebe sind wasserabweisend und daher gegen Schäden durch Nässeeinwirkung sehr lange geschützt.

Iton schont die Stoffe, steigert deren Haltbarkeit und spart dadurch Arbeits- und Maschinenkraft für Neuherstellung.

Orig.-Beutel mit 25 g RM -.37 u. R. in einschlägigen Geschäften

Ausführliche Prospekte durch
Curta & Co. GmbH. Berlin-Britz

Torpedo

Freilauf mit Rücktrittbremse
kann immer hoch
beansprucht werden

Nur muß er dann von Zeit zu Zeit gereinigt und geölt werden!

FICHTEL & SACHS A.G. SCHWEINFURT-M

Trinkt

Sinalco

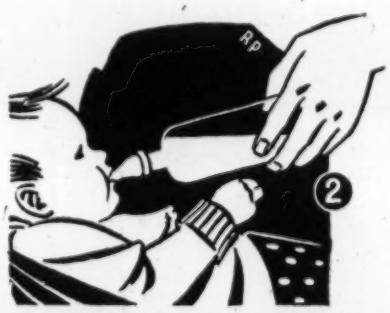
Seit 4 Jahrzehnten das volkstümliche Getränk

Prämiiert auf Welt- und Reichsausstellungen

SINALCO AKTIENGESELLSCHAFT DETMOLD

Lieferung erfolgt im Rahmen der jeweiligen Rohstofflage

L 169



Die Milch als Träger

lebenswichtiger Mineralstoffe zeigte der modernen Heilkunde den Weg, diese Wirkstoffe leicht verdaulich und gut ausnutzbar zu machen: durch Anlagerung an Milcheiweiß!

LAVES

Mineral-Milcheiweiß
Präparate

Was jeder vom

FELDPOST-PÄCKCHEN

wissen muß:

bis 100 g keine Zulassungsmarke (Versand gebührenfrei)

über 100 g bis 250 g eine Zulassungsmarke (Versand gebührenfrei)

über 250 g bis 1000 g eine Zulassungsmarke **und** 20 Rpf Freigebühr

über 1000 g bis 2000 g zwei Zulassungsmarken **und** 40 Rpf Freigebühr

Anschrift gut lesbar schreiben, besonders die Feldpostnummer / Doppel der Anschrift in das Feldpostpäckchen legen / Päckchen widerstandsfähig verpacken, Hohlräume ausfüllen.

Leicht verderbliche Waren, feuergefährliche Gegenstände (Zündhölzer, Benzin usw.) **gehören nicht in Feldpostpäckchen!**

Absenderangabe nicht vergessen!

Deutsche Reichspost

„KK"
WEHRSPORT
GEWEHRE

GUSTLOFF-WERKE

Nach dem Kriege wieder durch den Fachhandel zu beziehen

Spielmanns-züge

Fanfaren-Reparaturen usw. werden prompt und solid durchgeführt.

JosefineRanft
Pausa i. V. 4

SCHLENZIG

Flugmotoren
Krafträder
Kraftwagen

BMW

Heute baut er noch Modelle

bald wird er auf einem Fahrzeug der Kriegsmarine dienen. Modellbau gehört zu seiner Vorbildung. Zum Kleben der Modellierbogen oder Holzmodelle verwendet er den eigens dafür geschaffenen wasserfesten und farblosen Spezialklebstoff, der alles klebt.

UHU

Der Alleskleber